Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_T5-BZO-039

NIETZSCHES GESAMMELTE WERKE

ZWANZIGSTER BAND

FRIEDRICH NIETZSCHE
GESAMMELTE WERKE

MUSARIONAUSGABE

ZWANZIGSTER BAND

DICHTUNGEN

1859–1888

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

FRIEDRICH NIETZSCHE
GESAMMELTE WERKE

ZWANZIGSTER BAND

DICHTUNGEN

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

Copyright 1927 by Musarion Verlag München
Printed in Germany

INHALT DES ZWANZIGSTEN BANDES

Gedichte aus der Kindheit und Jünglingszeit (1859—1864).

Seite

Pforta 3
Saaleck 4
Gruss 5
Lebewohl 6
Trennung 7
Weihnachten 8
Heimkehr 9
Ohne Heimat 10
Mailied 11
Heimweh 12
In der Ferne 13
Dornröschen 14
Alt Mütterlein 15
Verloren 16
Ein Brief an den Freund 17
Rückkehr 18
Deutsche Sangeswonne 19
Herbst 20
„Rein zur Höh, rein zu Thal“ 21
Du hast gerufen — Herr, ich komme 23
Ludwig der Fünfzehnte 24
Im Gefängniss 24
Saint-Just 26

Seite

Lieder 27
I. Mein Herz ist wie ein See so weit —
II. Es ist der Wind um Mitternacht —
III. Einsam durch den düsterblauen —
IV. In stillen Stunden sinn' ich oft —
Lass mich dir entfalten 29
Schweifen, o schweifen 30
Junge Fischerin 31
Der alte Magyar 32
Zum 18. Oktober 33
Verzweiflung 34
Erster Abschied 35
Heimkehr. Fünf Gedichte 36
Zweiter Abschied 39
Erinnerung 40
Herüber — hinüber 40
Vergeben — vergessen 40
Untreue Liebe 41
Vor dem Kruzifix 42
Jetzt und ehedem 45
Über fünfzig Jahre 47
Beethovens Tod (Fragment) 52
Gethsemane und Golgatha 56
Shakespeare 58
Nachtgedanken 61
Dem unbekannten Gott 63

Gedichte aus den Jahren 1869—1877.

Zur Homer-Rede 67
An die Melancholie 68
Nach einem nächtlichen Gewitter 70

Seite

Der Wandrer 71
Am Gletscher 72
Der Herbst 74

Verse und Widmungen zu „Menschliches, Allzumenschliches", Frühjahr 1878 und Herbst 1884.

Spiel der Gedanken, es führt 79
Seit dies Buch mir erwuchs 79
Mag Vernunft den Vernünft'gen erbauen 80
Im bayrischen Walde fing es an 80
Widmungsverse 81
a) an Richard Wagner.
b) an Madame Louise O.
a) an Fräulein Malwida von Meysenbug.
Aus Aphorismus 376 82
Unter Freunden. Ein Nachspiel 83
1. Schön ist's miteinander schweigen
2. Kein Entschuld'gen! Kein Verzeihen!

Zur „Fröhlichen Wissenschaft".

Motto: Ich wohne in meinem eignen Haus 86
„Scherz, List und Rache". Vorspiel in deutschen Reimen 1881—1882:
Einladung 87
Mein Glück 88
Unverzagt 88
Zwiegespräch 88
An die Tugendsamen 89
Weltklugheit 89
Vademecum — Vadetecum 89

Seite

Bei der dritten Häutung 89
Meine Rosen 90
Der Verächter 90
Das Sprüchwort spricht 90
An einen Lichtfreund 91
Für Tänzer 91
Der Brave 91
Rost 91
Aufwärts 91
Spruch des Gewaltmenschen 92
Schmale Seelen 92
Der unfreiwillige Verführer 92
Zur Erwägung 92
Gegen die Hoffahrt 92
Mann und Weib 93
Interpretation 93
Pessimisten-Arznei 93
Bitte 94
Meine Härte 94
Der Wandrer 94
Trost für Anfänger 95
Sternen-Egoismus 95
Der Nächste 95
Der verkappte Heilige 95
Der Unfreie 96
Der Einsame 96
Seneca et hoc genus omne 96
Eis 97
Jugendschriften 97
Vorsicht 97
Der Fromme spricht 97
Im Sommer 98

Seite
Ohne Neid 98
Heraklitismus 98
Grundsatz der Allzufeinen 99
Zuspruch 99
Der Gründliche 99
Für immer 99
Urtheile der Müden 100
Niedergang 100
Gegen die Gesetze 100
Der Weise spricht 100
Den Kopf verloren 101
Fromme Wünsche 101
Mit dem Fusse schreiben 101
„Menschliches, Allzumenschliches". Ein Buch 101
Meinem Leser 102
Der realistische Maler 102
Dichter-Eitelkeit 102
Wählerischer Geschmack 102
Die krumme Nase 103
Die Feder kritzelt 103
Höhere Menschen 103
Der Skeptiker spricht 104
Ecce homo 104
Sternen-Moral 104
Motto zum „Sanctus Januarius" 105

Lieder des Prinzen Vogelfrei 1882—1884:

An Goethe 107
Dichters Berufung 108
Im Süden 110
Die fromme Beppa 111
Der geheimnissvolle Nachen 113

Seite
Liebeserklärung 114
Lied eines theokritischen Ziegenhirten 115
„Diesen ungewissen Seelen“ 116
Narr in Verzweiflung 117
Rimus remedium 117
„Mein Glück“! 119
Nach neuen Meeren 120
Sils-Maria 120
An den Mistral. Ein Tanzlied 121

Spruchartiges aus den Werken und Aufzeichnungen der Jahre 1882—1886.

Lieder und Sinnsprüche 127
Vorsicht: Gift! 127
Das neue Testament 127
Beim Anblick eines Schlafrocks 128
Römischer Stossseufzer 128
Der „echte Deutsche“ 128
Jeder Buckel krümmt sich schiefer 128
An Spinoza 129
Arthur Schopenhauer 129
An Richard Wagner 129
Parsifal-Musik 130
An die Jünger Darwins 130
Der Einsiedler spricht 131
Rath als Räthsel 131
Epiktetischer Spruch 131
Wer viel einst zu verkünden hat 131
Lebensregeln 132
Der schönste Leib — ein Schleier nur 132
Räthsel 132

Seite
Die Welt steht nicht still 132
Seine Gesellschaft zu finden wissen 133
Hier rollte Gold 133
Aus der Tonne des Diogenes 133
Timon spricht 133
Für falsche Freunde 133
Sieben Weibs-Sprüchlein 134
Das Wort 135
Freund Yorik Muth! 136
Einstmals — ich glaub', im Jahr des Heiles Eins 136
Musik des Südens 137
Aus dem Paradiese 137
Verdruss des Stolzen 137
Der Starke 137
Entschluss 138
Alle ewigen Quell-Bronnen 138
Schlussreim 138

Gedichte aus den Werken und Aufzeichnungen der Jahre 1882—1888.

An die Freundschaft 141
An das Ideal 142
Campo santo di Staglieno 142
Pia, caritatevole, amorosissima 143
Die kleine Brigg, genannt „das Engelchen“ 144
Mädchen-Lied 146
Desperat 147
„Der Wanderer und sein Schatten“. Ein Buch 147
„Die fröhliche Wissenschaft“ 148
Der neue Columbus 148

Seite

Drei Bruchstücke 149
1. Glück, oh Glück, du schönste Beute!
2. Fern brummt der Donner über's Land
3. Der Tag klingt ab
Mitleid hin und her 150
1. Vereinsamt
2. Antwort
Venedig 152
Der Halkyonier 153
An Hafis 153
Baum im Herbst 154
Pinie und Blitz 154
Der Einsamste 154
Unter Feinden 155
Aus hohen Bergen 156

Zarathustra-Lieder 1883—1885.

Das Nachtlied 161
Das Tanzlied 165
Das Grablied 168
Das andere Tanzlied 173
Das trunkene Lied 176
Die sieben Siegel 177

Dionysos-Dithyramben. 1884—1888.

Nur Narr! Nur Dichter! 187
Unter Töchtern der Wüste 191
Letzter Wille 198
Zwischen Raubvögeln 199
Das Feuerzeichen 203

Seite

Die Sonne sinkt 204

1. Nicht lange durstest du noch . . .
2. Tag meines Lebens!
3. Heiterkeit, güldene, komm!

Klage der Ariadne 207

Ruhm und Ewigkeit 211

1. Wie lange sitzest du schon . . .
2. Diese Münze, mit der alle Welt bezahlt . . .
3. Still! — Von grossen Dingen — ich sehe Grosses! —
4. Höchstes Gestirn des Seins!

Von der Armut des Reichsten 215

Anhang: Bruchstücke zu den Dionysos-Dithyramben. 1882—1888.

Nr. 1—125 . . . . . 221—249

Betitelte: Die Sphinx (Nr. 26) 226

Wasserfahrt (Nr. 75) 236

Fleiss und Genie (Nr. 123) 249

Das Honig-Opfer (Nr. 124) 249

Das eherne Schweigen (Nr. 125) 249

Nachbericht 251

Gedichte
aus der Kindheit und Jünglingszeit
1859–1864

PFORTA

Bei Naumburg im freundlichen Thale,
Da liegt manch reizender Ort,
Der schönste doch aber von allen,
Das ist mir die Pforte dort.

Ich stand einst auf grünender Höhe,
Vergoldet vom sinkenden Strahl,
Da wurde mir plötzlich so wehe,
Als 'nunter ich schaute in's Thal.

Es tönte ein lieblich Geläute
Und mahnte so sanft zur Ruh;
Die Wiese im grünenden Kleide
Deckt weisslicher Nebel still zu.

Die Sterne, sie leuchten so helle,
Sie ziehen in goldener Bahn,
Wie himmlische Wächter von droben,
Und blicken so friedlich uns an.

Es herrscht eine heilige Stille,
Und Pforta liegt nebelumwallt,
Beleuchtet vom düsteren Scheine,
In geisterhafter Gestalt.

Ich kann ihn nun nie vergessen,
Den Eindruck so wunderbar:
Es zieht mich an selbige Stätte,
Warum? das wird mir nicht klar.

Frühling 1858.

SAALECK

Seliger Abendfrieden
Schwebt über Burg und Thal,
Goldlächelnd sendet die Sonne
Hernieder den letzten Strahl.

Die Höhen rings erglühen
Und schimmern in Glanz und Pracht,
Mich dünkt, die Ritter entstiegen
Den Gräbern mit alter Macht.

Und horch! Aus den Burgen ertönet
Lautrauschend ein lustiger Schall.
Die Wälder rings horchen und lauschen
Dem wonnigen Widerhall.

Dazwischen erklingen viel Lieder
Von Jagdlust, von Kampf und Wein,
Hell schmettern die Hörner, es schallen
Laut dröhnend Trommeten hinein.

Da sank die Sonne: verklungen,
Verhallet der freudige Klang.
Und Grabesstille und Grauen
Umhüllte die Hallen bang.

Die Saaleck liegt so traurig
Da oben im öden Gestein:
Wenn ich sie sehe, so schauert's
Mir tief in die Seele hinein. —

1858.

GRUSS

Ihr Vöglein in den Lüften,
Schwingt mit Gesang euch fort,
Und grüsset mir den theuren,
Den lieben Heimatsort!

Ihr Lerchen, nehmt die Blüthen,
Die zarten, mit hinaus!
Ich pflückte sie zur Zierde
Für's theure Vaterhaus.

Du Nachtigall, o schwinge
Dich doch zu mir herab
Und nimm die Rosenknospe
Auf meines Vaters Grab!

1858.

LEBEWOHL

Schirm dich Gott, mein Heimatsthal!
Muss ich dich auch jetzt verlassen,
Denk ich, wo ich fahr' mein Strassen,
An dich wohl viel tausendmal.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Schau' ich in das Thal hinab,
Ist's, als schiede ich vom Leben;
Wandern soll ja Freude geben,
Und mir ist die Welt ein Grab.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Kehr' ich wieder über's Jahr,
Wenn die Bäume neu erblühen,
Dann wird erst der Gram entfliehen;
Bin jetzt aller Freuden bar.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Mich umjubelt Lerchenschlag,
Blüthen fallen von den Bäumen,
Und ich fahr' in bangen Träumen
Meine Strass' in Schmerz und Klag'.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Dunkel wird es um mich her,
Abendglocken hör' ich schallen.
Einsam bin ich, fern von Allen,
Ach, mein Herz ist bang und schwer!
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Herbst 1858.

TRENNUNG

Und muss ich denn nun scheiden,
So sei fein still, mein Herz!
Die Lieben all' zu meiden,
Das macht mir doch viel Schmerz.
Dass ich sie nicht mehr sehe,
Wie thut mir's doch so wehe!
Sei doch fein still, mein Herz!

Wenn Seelen treu verbunden
Sich scheiden, ist viel Leid.
So oft ich denk' der Stunden,
Der schönen, gold'nen Zeit,
Da bluten meine Wunden,
Ich kann nicht mehr gesunden
Vor tiefer Traurigkeit.

Und doch — ein Trost ist blieben,
Der strahlt so hell, so licht:
Wenn sich zwei Seelen lieben,
So trennt die Fern' sie nicht.
Kein Unglück, keine Leiden
Vermögen uns zu scheiden!
O holde Zuversicht!

1858.

WEIHNACHTEN

O Tag so schön, o Tag so mild,
So wonnevoll, so wunderbar,
So frei und luftig wie der Aar,
Und wie der Quell, der dem Gefild
Von Blümlein zart umrankt, entquillt,
So sonnenhell, so frisch und klar!

Mein Herz jauchzt auf, wenn es dich schaut,
Und schwingt sich gleich der Lerch' empor.
Mir ist's, als hört' ich Harfenchor,
Der mir in ahnungsvollem Laut
Manch süss Geheimniss anvertraut,
Und voll Entzücken lauscht mein Ohr!

1858.

HEIMKEHR

Das war ein Tag der Schmerzen,
Als ich einst Abschied nahm;
Noch bänger war's dem Herzen,
Als ich nun wiederkam.
Der ganzen Wandrung Hoffen
Vernichtet mit einem Schlag!
O unglücksel'ge Stunde,
O unheilvoller Tag!

Ich habe viel geweinet
Auf meines Vaters Grab,
Und manche bittre Thräne
Fiel auf die Gruft hinab.
Mir ward so öd' und traurig
Im theuren Vaterhaus,
So dass ich oft bin gangen
Zum düstern Wald hinaus.

In seinen Schattenräumen
Vergass ich allen Schmerz;
Es kam in stillen Träumen
Der Friede in mein Herz.
Der Jugend Blüthenwonne,
Rosen und Lerchenschlag
Erschien mir, wenn ich schlummernd
Im Schatten der Eichen lag.

1859.

OHNE HEIMAT.

Flücht'ge Rosse tragen
Mich ohn' Furcht und Zagen
Durch die weite Fern'.
Und wer mich sieht, der kennt mich,
Und wer mich kennt, der nennt mich
Den heimatlosen Herrn.
Heidideldi!
Verlass mich nie,
Mein Glück, du heller Stern!

Niemand darf es wagen,
Mich darnach zu fragen,
Wo meine Heimat sei.
Ich bin wohl nie gebunden
An Raum und flücht'ge Stunden,
Bin wie der Aar so frei.
Heidideldi!
Verlass mich nie,
Mein Glück, du holder Mai!

Dass ich einst soll sterben,
Küssen muss den herben
Tod, das glaub' ich kaum.
Zum Grabe soll ich sinken
Und nimmermehr dann trinken
Des Lebens duft'gen Schaum?
Heidideldi!
Verlass mich nie,
Mein Glück, du bunter Traum!

1859.

MAILIED

Die Vöglein singen wonnig
Weit in den Wald hinein;
Die Fluren liegen sonnig
In holdem Maienschein.
Die Bächlein rauschen milde
Durch blühende Gefilde,
Und Lerchen jubeln drein.
O kann's was Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein?

Was mir im Herzen traurig,
Verzagt und trübe war,
Was öde rings und schaurig,
Das ist nun sonnenklar.
Die Blumen hold entspriessen
Auf blüthenreichen Wiesen,
Und Immen summen drein.
O kann's was Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein?

O unbegrenzte Fülle
Von lauter Seligkeit!
O Wonne, o umhülle
Mein Herz mit seinem Leid!
Lass schwinden und vergehen,
Was nicht wie Frühlingswehen
Dir rauscht in's Herz hinein!
O kann's was Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein?

Ich möchte mich versenken
In dieses Meer von Lust;

Ein süsses Dran-gedenken
Erhebt schon froh die Brust.
Ich möchte dich umfassen
Und nicht mehr von mir lassen.
O Frühling, zieh herein!
Es kann nichts Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein!

1859.

HEIMWEH

Das milde Abendläuten
Hallet über das Feld.
Das will mir recht bedeuten,
Dass doch auf dieser Welt
Heimat und Heimatglück
Wohl Keiner je gefunden:
— Der Erde kaum entwunden,
Kehr'n wir zur Erde zurück.

Wenn so die Glocken hallen,
Geht es mir durch den Sinn,
Dass wir noch Alle wallen
Zur ew'gen Heimat hin.
Glücklich, wer allezeit
Der Erde sich entringet
Und Heimatlieder singet
Von jener Seligkeit.

1859.

IN DER FERNE

In der Ferne, in der Ferne
Leuchten meines Lebens Sterne,
Und mit wehmuthsvollem Blick
Schau' ich auf mein einstig Glück
Ach so gerne, ach so gerne
Wonneschauernd oft zurück.
Wie auf Höhen Wandrer stehen
Und die Ferne übersehen
Und die blüthenreichen Auen,
Wo die himmlisch süssen lauen
Lüfte rauschen, und still lauschen
Mit geheimnissvollem Grauen:
Also breiten sel'ge Zeiten
Sich vor mir aus und geleiten
Meinen Geist weg von den Schranken
Kahler, nichtiger Gedanken
Hin zu jenen ew'gen Freuden.
— Charons Nachen seh' ich schwanken:
Mit der goldnen Leier Saiten
Ruf' ich wieder, die versanken,
— Und sie nahen und umfahen
Mich mit ihrem Zauberlichte.
Will sie fassen — sie erblassen
Und ich muss sie sinken lassen:
Meine Hoffnung ist zu nichte!

1859.

DORNRÖSCHEN

Im Walde, wo die Wipfel rauschen,
Wollen wir lauschen:
Da ruht ein holdes Königskind,
Umsäuselt von lauem Frühlingswind,
Blüthen fallen aufs gold'ne Haar.
Schlummere, o schlummere weich und lind
Im Waldesschlosse wunderbar,
O Dornröschen, Dornröschen!

Im Walde, wo die Eichen rauschen,
Wollen wir lauschen:
Da naht manch zarter Königsohn,
Es blitzet der Purpur, es glänzt die Kron',
Lieblich hallt goldner Saitenklang!
Schlummere, o schlummere weich und lind,
Du wunderschönes Königskind,
O Dornröschen, Dornröschen!

Im Walde, wo die Eichen rauschen,
Wollen wir lauschen:
Die Vöglein singen manch' süssen Schall,
Die Wipfel rauschen wie Glockenhall.
Leise tönet der Frühlingswind:
Schlummere, o schlummere weich und lind,
O wunderschönes Königskind,
Dornröschen, o Dornröschen!

ALT MÜTTERLEIN

In Sonnengluth, in Mittagsruh
Liegt stumm das Hospital;
Es sitzt ein altes Mütterlein
Am Fenster bleich und fahl.

Ihr Aug' ist trüb, ihr Haar schneeweiss,
Ihr Mieder rein und schlicht,
Sie freut sich wohl und lächelt still
Im warmen Sonnenlicht.

Am Fenster blüht ein Rosenstock,
Viel Bienlein rings herum,
Stört denn die stille Alte nicht
Das emsige Gesumm?

Sie schaut in all' die Sonnenlust
So selig stumm hinein:
Noch schöner wird's im Himmel sein,
Du liebes Mütterlein!

1860.

VERLOREN

Dem edlen Geist ist diese Welt zu klein;
Auf Flügeln der Begeistrung schwingt er sich empor
Hoch über diese Nichtigkeit des Lebens
Und flüchtet sich in sel'ge, bessre Höhen,
Wo Sterne neben ihm um Sonnen wandeln,
Und sieht im Weltall den Unendlichen,
Den Alldurchschauer walten. —
Doch ein Gefühl ist's, das den ungestümen,
Den wilden Drang des Herzens hemmt,
Das ihm das Leben blüthenreich und voll
Von Liebe und Erquickung macht —
Es ist das herrliche Gefühl der Heimatliebe!
O glücklich, wer in dieses Lebens Sturm
Ein Haus weiss, wo er ruhen kann,
Wo goldene Erinnrung ihn umfluthet
Und ihn des Maies Wonne sanft umlacht.
Da waltet Frieden, waltet sel'ge Lust,
Und jede Brust fühlt Gottes heil'ge Nähe.
Da zieht der hoffnungsvolle Jugendtraum
Noch einmal an dem matten Herz vorüber.
Des Lebens Blüthenmai jüngt sich noch einmal
Mit Nachtigallenschlag und Veilchenduft,
Mit Lerchenjubel und dem Hoffnungsgrün.
Und diese Heimat, wo du bist geboren,
Wo du des Lebens Wonne reich genossen,
Hast du verloren!

1860.

EIN BRIEF AN DEN FREUND

Sage mir, theurer Freund, warum du so lang nicht geschrieben?
Immer hab' ich geharrt, Tage und Stunden gezählt.
Denn ein gar süsser Trost ist ein Brief vom Freunde entsendet,
So wie ein sprudelnder Quell durstige Wand'rer erquickt.
Viel auch ist mir werth die Kunde von deinem Befinden:
Habe auch ich doch einst ähnliche Wege gewallt,
Habe so Freud' wie Leid mit dir zusammen genossen,
Und im Freundesverein wurde das Schwerste uns leicht.
Freilich weiss ich recht wohl: Schuljahre sind schwierige Jahre,
Nie wird jegliche Last, Mühe und Arbeit gescheut.
Oft auch möchte die Seele sich los von den hemmenden Fesseln
Reissen, in Einsamkeit flüchten das fühlende Herz;
Aber auch diesen Druck erleichtert die treuliche Freundschaft,
Die sich stets voll Trost, voll von Erhebung uns naht.
Unter Freunden ist nichts, was der Eine dem Andern verbürge:
Alles theilen sie sich mit im vertrauten Gespräch.
Ist auch der Eine entfernt, die Liebe durchsegelt die Lüfte,
Und in Gestalt eines Briefs naht sie dem einsamen Freund.
Theurer! Bald nahet der Tag, wo auch wir uns wieder erblicken
Und des trauten Gesprächs, lang schon entbehrten, uns freun,
Aber nur kurz ist die Freud'! Denn bald enteil' ich von neuem,
Nicht nach Pforta zurück, wo nur die Strenge regiert,
Nicht nach dem Fichtelgebirg dem düsteren, nein, in die Heimath!
Ach wohl zum letzten Mal grüss' ich den theuersten Ort!
Doch — die Entfernung hemmt nicht der Seelen stete Ver-
Et manet ad finem longa tenaxque fides! bindung,

Pforta, den 6. März 1860.

RÜCKKEHR

Die Lerchen jubeln mir voraus,
Die Seele schwingt sich freudig nach.
Zum Vaterhaus, zum Vaterhaus
Bringt dich der helle Tag!

Einst zog ich in die Welt hinaus,
Da war ich auch in diesem Hag;
Mein Herz war voll von Angst und Graus
Vor dem, was vor mir lag.

Es führte mich der helle Tag
Weit weg, weit weg vom Vaterhaus.
Die alten Lieder tönten nach,
Die alte Lust war aus.

O Nachtigall, nun sing' und sag',
Und sing's in alle Welt hinaus:
Vorbei der Schmerz, vorbei die Klag'
Im theuren Vaterhaus.

1860.

DEUTSCHE SANGESWONNE

Mag das französische Revier
Von Säbeln und Kanonen strotzen,
Das Kaiserreich mit Drachengier
Auf uns als seine Opfer glotzen,
Mag es sich richten schon zum Springen:
Wir singen, singen, singen.

Mag vom Vesuv sich bis Tirol
Die unterird'sche Lawa drängen,
Um Deutschlands Felsen Neides voll
Im rechten Augenblick zu sprengen;
Mag schon der Bogen rings sich schwingen:
Wir singen, singen, singen.

Mag sich in Deutschland selbst der Streit
Noch in Jahrzehnten nicht entscheiden,
Ob Einheit oder Einigkeit,
Und ob vielleicht auch keins von beiden,
Und will die Kluft uns selbst verschlingen:
Wir singen, singen, singen.

1861.

HERBST

Herbstnebel rings; in grauen Duft
Zerronnen
Gleiten der Berge Gespenster vorüber.
Rothäugig neigt die Sonne
Trübe das Haupt und immer trüber
Steigt sie in die Wogengruft.

Herbstnebel rings; in feuchtem Duft
Nachtschaurig
Flattert das Laub, das lebensmüde.
Sommerlustig, herbsttraurig
Ziehn die Vögel durch die Luft.

Herbstnebel rings; die Eule ruft,
Beklommen
Rauschen die Tannen, stöhnen die Eichen.
In Nacht verschwommen
Zittern die Nebelgestalten, die bleichen,
Um Grab und Gruft.

1861.

„REIN ZUR HÖH, REIN ZU THAL!“

Im Tannengrund, um Mitternacht,
Wenn scheu des Mondes fahler Schein
Gespenstisch durch die Wipfel lacht,
Sah ich dich stehn, einsam, allein.

Kein Laut; es schleicht der leise Wind
Dumpfrauschend aus dem Thal empor,
Und Schilfgeflüster, schaurig lind,
Tönt geisterstimmig aus dem Moor.

Die Hand geballt, des Auges Gluth
Hin auf den schroffen Fels gebannt,
Dein Herz, es wogt wie wilde Fluth,
Die Wellen schleudert an den Strand.

Der Mauer Trumm, der Säule Pracht,
Die Burg im grellen Mondenlicht
Hohläugig zu ihm niederlacht
Und grinst und grüsst und neigt und spricht:

„Rein zur Höh, rein zu Thal!
„Sonn' ertödtet, Mond belebt,
„Was schaust du aufwärts, bleich und fahl?
„Steig auf, wie alles lichtwärts strebt!“

Er klomm hinauf, er steigt, er lauscht
Des Flüsterns, das das Schilf umirrt,
Des Windes, der den Fels umrauscht,
Der Eule, die die Höh'n umschwirrt.

Und näher tönt es, Zauberklang,
Und weht und rauscht wie Harfenschall,
Jetzt leise klagend, schmerzlich bang —
Verklingen — erlöschen — versinken im All.

Es fasst sein Herz — er steigt und neigt
Und breitet die Arme, umschlingt die Welt.
Versinken — ertrinken — die Säule weicht,
Verklingen — verhallen — erdwärts, zerschellt.

Pforta, 30. Januar 1862.

DU HAST GERUFEN — HERR, ICH KOMME

Du hast gerufen:
Herr: ich eile
Und weile
An deines Thrones Stufen.
Von Lieb entglommen
Strahlt mir so herzlich,
Schmerzlich
Dein Blick ins Herz ein: Herr, ich komme.

Ich war verloren,
Taumeltrunken
Versunken,
Zur Höll und Qual erkoren.
Du standst von ferne:
Dein Blick unsäglich
Beweglich
Traf mich so oft: nun komm' ich gerne.

Ich fühl' ein Grauen
Vor der Sünde
Nachtgründe
Und mag nicht rückwärts schauen.
Kann dich nicht lassen,
In Nächten schaurig,
Traurig
Seh' ich auf dich und muss dich fassen.

Du bist so milde,
Treu und innig,
Herzinnig,
Lieb Sünderheilandsbilde!

Still' mein Verlangen,
Mein Sinnen und Denken
Zu senken
In deine Lieb', an dir zu hangen. —

1862.

LUDWIG DER FÜNFZEHNTE

Es wüthet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
Es brauset ein Zug durch die Mitternacht.

Ein Zug von Reitern, vom Blitz umloht,
Ein Wagen voran, im Wagen der Tod.

Die Rosse rasen, die Funken sprühn,
Die Donner rollen, die Blitze glühn.

Geseufz' von Ferne, rings Grabesduft,
Und Nachtgespenster durchwirbeln die Luft.

Die Reiter schauern: im fahlen Licht
Grinst nieder das öde Hochgericht.

Der Wandrer kreuzt sich, fällt auf die Knie:
„Wohin der Richtzug?" „Nach St. Denys!" —

1862.

IM GEFÄNGNISS

Ein Todtenmahl um Mitternacht:
Rings um den Tisch die Girondisten.
Brissot springt auf: „Freunde, habt Acht!
Im Moniteur die Sterbelisten!

— Gerichtet gestern in Bordeaux
Guadet, Salles und Barbaroux.“
Sie schweigen. Leis ruft Vergniaud:
„Wir folgen bald. Sie sind zur Ruh!“ —
„Roland durch Selbstmord.“ Klanglos spricht
Die treue Schaar die Worte nach.
Umdüstert starrt ihr Angesicht,
Wie Wetternacht umhüllt den Tag.
„Buzot und Petion verschwanden
In tiefem Forst. Die Häscher fanden
Zerfetzt die Kleider, blutbethaut.“
Sie sassen stumm, kein Hauch, kein Laut.
Da dringt gedämpfter Trommelklang
Von fern heran, des Tods Signale.
Ein Schauer streift die Männer bang,
Sie stürmen auf, füll'n die Pokale.
In ihren Augen glüht der Brand,
Der ihre schwüle Zeit durchloht.
Champagner sprüht. Hochauf die Hand!
„Der Welt, die uns vergisst, den Tod!“
Der Gläser greller Klang verhallt.
Ein Traum durchwogt die Seelen schnell.
Der Zukunft Vorhang niederwallt:
Das Weltenmeer weit, Well' an Well'.
Sie schauen hin, und wonnetrunken
Umglühn sie der Begeist'rung Funken. —
Am Fenster glänzt der blasse Tag.
Von fern tönt dumpfer Trommelschlag. —

Gorenzen, den 11. Juli 1862.

SAINT-JUST

Du kennst den bleichen, hagern Mann:
Den Schultern schmiegt das schwarze Haar,
Das lange, glatte leicht sich an,
Und Blicke wirft er wunderbar,
So tief und seltsam, schmerzdurchwühlt,
Als hielt' sein Herz ein arger Bann.
Und was das Auge weint und fühlt,
Das lodert, wie ein Flammenstrom,
Und glüht, ein schrecklich Opferfeuer,
In seiner Rede stolzem Dom,
Erst leise, fernher, wie ein scheuer
Lichthauch die Wände übergiesst,
Bis im hochrothen, grellen Schimmer
Rings alles in einander fliesst
Und toll im Hexentanzgeflimmer
Gliederverzerrt vorüberschiesst.
Du stehst erstarrt und folgst von ferne
Zum Abgrund, drein er ruft: Ihr müsst!
Ueber dir schwinden schon die Sterne:
Du folgst dem teuflischen Saint-Just.

Pforta, 11. August 1862.

LIEDER

I.

Mein Herz ist wie ein See so weit,
Drin lacht dein Antlitz sonnenlicht
In tiefer, süsser Einsamkeit,
Wo leise Well' an Well' sich bricht.

Ist's Nacht, ist's Tag? Ich weiss es nicht.
Lacht doch auf mich so lieb und lind
Dein sonnenlichtes Angesicht,
Und selig bin ich wie ein Kind.

II.

Es ist der Wind um Mitternacht,
Der leise an mein Fenster klopft.
Es ist der Regenschauer sacht,
Der leis an meiner Kammer tropft.

Es ist der Traum von meinem Glück,
Der durch mein Herz streift wie der Wind.
Es ist der Hauch von deinem Blick,
Der durch mein Herz schweift regenlind.

III.

Einsam durch den düsterblauen
Nächt'gen Himmel seh' ich grelle
Blitze zucken an den Brauen
Schwarzgewölbter Wolkenwelle.
Einsam loht der Stamm der Fichte
Fern an duft'ger Bergeshalde.

Drüber hin im rothen Lichte
Zieht der fahle Rauch zum Walde.
In des Himmels fernes Leuchten
Rinnt der Regen zart und leise,
Traurig, schaurig, eigner Weise. —

In deinen thränenfeuchten
Augen ruht ein Blick,
Der schmerzlich, herzlich
Dir und mir verwehte Leiden,
Verlorne Stunden und zerronnen Glück
Zurückrief beiden. —

IV.

In stillen Stunden sinn' ich oft,
Was mir so sehnlich bangt und graut,
Wenn unvermerkt und unverhofft
Ein süsser Traum mich überthaut.

Weiss nicht, was ich hier träum' und sinn',
Weiss nicht, was ich noch leben soll,
— Und doch, wenn ich so selig bin,
Schlägt mir mein Herz so sehnsuchtsvoll. —

1862.

LASS MICH DIR ENTFALTEN

Lass mich dir entfalten
Mein verschlossen Herz!
Deiner Liebe heimlich Walten
Ruht so gnadenvoll und mild
Auf meinem kalten,
Welteinsamen Schmerz,
Dass Sehnsucht quillt
In mir nach dir,
Du lichte Himmelskerz'!

Lass mich dir erschliessen,
Wie mich überthaut
Deines Geistes heimlich Grüssen,
Wenn du auf mich hingeblickt
Zu deinen Füssen
Und mich lieb und traut
An dich gedrückt,
Selig war ich,
Mein Herz schlug mir so laut.

1862.

SCHWEIFEN, O SCHWEIFEN!

Schweifen, o Schweifen
Frei durch die Welt so weit,
Mit grünen Schleifen
An Hut und Kleid.

Schwing' ich das Glöcklein,
Klingt es so lieb, so lind.
Es flackern die Löcklein
Um mich im Wind.

Sehn mich die Rehe
So herzig an im Wald,
Wird mir so wehe,
Vergess' es bald.

Blühet ein Röslein
Duftig im Haidegras,
Küss' ich das Röslein
Und wein' etwas.

Lustig, wie Wind zieht,
Streift durch das Herz ein Traum,
Fällt eine Lind'blüth
Herab vom Baum.

Schweifen, o Schweifen
Frei durch die Welt so weit,
Mit grünen Schleifen
An Hut und Kleid.

1862.

JUNGE FISCHERIN

Des Morgens still ich träume
Und schau' den Wolken nach,
Wie leise durch die Bäume
Zittert der junge Tag.
Die Nebel wogen und wallen,
Das Frühroth drüber hin —
O niemand weiss von allen,
Dass ich so traurig bin.

Die See wogt kühl und leise
Vorbei ohn' Rast und Ruh,
Mir schauert's eigner Weise,
Ich drück' mir die Augen zu.
Mag nicht die Nebel sehen,
Das Frühroth drüber hin —
O niemand kann verstehen,
Was ich so traurig bin.

Zugvögel lustig ziehen
Und singen so lieb, so hold.
Ich möcht' ich könnte fliehen
Wohin mein Herze wollt.
Die Nebel wogen und wühlen,
Das Frühroth drüber hin —
O niemand kann es fühlen,
Was ich so traurig bin.

Ich schaue hin und weine,
Kein Segel weit und breit.
So traurig, so alleine
Bricht mir das Herz vor Leid.
Die Nebel wogen und wallen,
Das Frühroth drüber hin —
Er weiss allein von allen,
Was ich so traurig bin. — 1862.

DER ALTE MAGYAR

Da ich jung war, schien der Sonnenschein
Ueber Herz und Haide hin,
Da ich alt bin, geh' ich so allein,
Hej Sonnenschein!
Durch Haide und Wald hin.

Da ich jung war, war mein liebes Lieb
Ein frisch erblühtes Haidekind.
Da ich alt bin, kalt das Herze blieb,
Hej liebes Lieb!
Wie eine Haide im herbstlichen Wind.

Da ich jung war, war ich toll und kühn,
Rossen warf ich um den Zaum.
Da ich alt bin, lass ich sie weiter ziehn,
Hej Rosse kühn!
Sie kennen mich müden Wandrer kaum.

Da ich jung war, war mein Aug' so hell,
Wie die Sterne am Himmel der Pussta sind.
Da ich alt bin, ist versiegt der Quell,
Hej Auge hell!
Man führt mich wie ein irrend Kind.

Zum Fels hinauf, da ich jung einst war,
Jung war, klein, kleiner Knabe war,
Sprang ich mit flatterndem Lockenhaar,
Hej jung einst war!
Jetzt leg ich mich müd auf die Todtenbahr'.

1862.

ZUM 18. OKTOBER

Ich denke einer trüben Zeit,
Wo dich, mein deutsches Vaterland,
In dumpfer Traumvergessenheit
Der Knechtschaft schnöde Fessel band;

Und wo du, deiner Schmach bewusst,
Mit Schauder dachtest deiner Ahnen,
Wenn leis hinein in Sünd' und Lust
Ertönte ihrer Stimme Mahnen.

Da war's, als ob in Spott und Hohn
Man deine alte Herrlichkeit
Zu Grabe trug mit Glockenton,
Zu Grabe trug für ew'ge Zeit.

Da war's, als ob ein Meteor
Dein helles Glühen ausgebrannt
Und tief in gift'gem Sumpf und Moor
Dein letzter blasser Glanz verschwand.

Doch horch! Ein Brausen mitternächtig
Zerreisst der Gräber stille Nacht,
Dass vor dem Wetter, schwer und mächtig,
Der Todten bleiche Schaar erwacht.

Da stiegst du wieder, deutsche Kraft,
Empor vom Traume lang und stumm,
Und warfst dir, frei von schnöder Haft,
Der Freiheit stolzen Mantel um.

Und als die Nacht vergangen war,
Und sich der Wolkenhimmel lichtet,
Da standst du da, das Auge klar
Hin auf der Zukunft Ziel gerichtet;

Auf deinem Banner blutigroth
Bezeugt die ewige Verheissung:
Der Wahrheit Sieg, der Lüge Tod,
Der Freiheit heil'ge Jochzerreissung! —

16. Oktober 1862.

VERZWEIFLUNG

Von ferne tönt der Glockenschlag,
Die Nacht sie rauscht so dumpf daher.
Ich weiss nicht, was ich thuen mag,
Mein' Freud' ist aus, mein Herz ist schwer.

Die Stunden fliehn gespenstisch still,
Fern tönt der Welt Gewühl, Gebraus.
Ich weiss nicht, was ich thuen will,
Mein Herz ist schwer, mein Freud' ist aus.

So dumpf die Nacht, so schauervoll
Des Mondes bleiches Leichenlicht.
Ich weiss nicht, was ich thuen soll.
Wild rast der Sturm, ich hör' ihn nicht.

Ich hab' nicht Rast, ich hab' nicht Ruh,
Ich wandle stumm zum Strand hinaus,
Den Wogen zu, dem Grabe zu,
Mein Herz ist schwer, mein Freud' ist aus.

1862.

ERSTER ABSCHIED

Die Sterne schreiten traurig
Am kahlen Himmel hin,
Die Winde fragen schaurig,
Was ich so stille bin.

Und durch das Fenster quillet
Der volle Mondenschein,
O liebe Strahlen, stillet
Mein Herz und seine Pein!

Weiss nicht, ob lachen, scherzen,
Ob weinen ich hier soll —
Mein Aug' ist voller Schmerzen,
Auch bitt'ren Hohnes voll.

Und meine Hände gleiten
Fast zitternd hin und her,
Und die Gedanken breiten
Sich endlos wie ein Meer.

Ich hört' die Glocken läuten
Vor kurzem in Mitternacht.
Auch jetzt will mich's bedeuten,
Dass man ein Grab gemacht.

Ein Jahr hat man begraben,
Neujahr ist vor der Thür.
Man hat mein Herz begraben,
Und niemand fragt nach mir.

1862.

HEIMKEHR

(Fünf Gedichte.)

Wieder bin ich kommen,
Wie ein Wandrer müd',
Dem die Heimat leise
Singt sein Abendlied.

Herz, du ewig gleiches,
Ruheloses Blatt,
Sinke nun darnieder,
Fasse Ruhestatt.

Hand, du wilde Ranke,
Schlinge dich herum
Um der friedenstillen
Heimat Heiligthum.

Auge unergründlich,
Räthselhaftes Kind,
Blicke, wie ein Zauber
Alles hier umspinnt.

Herz und Hand und Auge
Unter Tannenduft
Ruhet still im Schleier
Gold'ner Abendluft.

Wieder bin ich kommen,
Ein verirrter Knab',
Dem die milde Heimat
Grab und Ruhe gab.

Weiss nicht, ob die Stunde
Meiner Lust verblüht;
Traumhaft die Erinn'rung
Singt ihr seltsam Lied.

Weiss nicht, ob die Stunde
Meines Weh's zerrann;
Fernher, tief mitleidig
Weht's mich lächelnd an.

Weiss nicht, ob mein Leben
Seine Kelche schliesst,
Da die schattenhafte
Nacht vorüberfliesst.

Unter Schutt und Trümmern,
Unter Mondesblick
Schloss sein glühend Auge
Auf mein Lebensglück.

Sonne milder Gluthen
Uferloser See,
Sengt zu Staub und Asche
Volles Glück und Weh.

Weiss nicht, ob verwelket,
Blinden Auges mich
Schon der Hauch des Todes
Seltsam überschlich!

Wolken dort, ihr Segel,
Weiss in Abendgluth,
Da ihr aufwärts schwellet
Ueber stürm'scher Fluth!

Meine Blicke haften
Stumm an eu'rem Bild,
Das vor mir, ein ewig
Neuer Born, erquillt.

Thränen und der Blitze
Wundersamer Schooss,
Nährst mich, deinen Jungen,
Ewig hoffnungslos.

Klamm're ich mich ängstlich
Dann an dein Gewand,
Hab' an einer Thräne
Ich dein Herz erkannt.

Tumm'le ich verwegen
Mich in heisser Welt,
Schau'r ich, wenn zornäugig
Dein Blick niederfällt.

Wolken dort, ihr Segel,
Tragt den leichten Kahn
Hin auf eu'rer sternen-
Lichten Wand'rerbahn!

Stand auf wald'ger Haide
Abends, wegesmüd',
Wo die rothe Nelke
Und die Rose blüht.

Düster und verschlossen,
Fichtelnacht umhüllt,
Schwebt an mir vorüber
Wilder Höhen Bild.

Aus dem Thale hebt sich
Leiser Glockenklang;
War's ein Mönch, der traurig
Regt den Glockenstrang?

Schaut er wohl sehnsüchtig
Nach dem Wand'rer müd',
Der im Abendscheine
Wie ein Heil'ger glüht? —

Auf dem Steine nieder
Sass ich stundenlang,
Lauschte der Erinn'rung
Vollem Glockenklang.

Ob ich Mönch, ob Wand'rer,
Nimmer wusst' ich's mehr. —
Auf den Höhen schwebte
Bleich der Mond daher.

Mondesnacht und Wolke,
Haideneinsamkeit.
Meines Herzens liebste
Stätten, o wie weit!

Keiner will mitgehen,
Geh' drum ganz allein.
Lust und Leid verwehen
Stumm im Herzensschrein.

Jahre, Monde, Stunden,
Seh'n mich lächelnd an,
Gehen still vorüber
An mir armem Mann.

Sterne auch mitleidig
Wandeln hell, bald trüb'.
Ihrer Augen Zucken
Kündet ihre Lieb'.

Süsseste Erinn'rung,
Ew'ger Bilderquell,
Meine einz'ge Heimat,
Sprud'le kühl und hell!

Ströme aus der Tiefen — —
Schätze erdenwärts:
Manch' zerbroch'ne Krone,
Manch' zersprungen Herz.

ZWEITER ABSCHIED

Die Sonne blickt auf's Schneegefild,
In meinem Auge die Thräne quillt —
Vorüber!

Vom Süden flüstert her ein Hauch —
Ohn' Blatt und Blüthe Wald und Strauch.
Vorüber!

Eine Knospe morgens ist erwacht,
Sie weinte am Tage, sie starb bei Nacht.
Vorüber!

O Sonnenschein, o südlicher Wind,
Was täuschtet ihr das arme Kind?
Vorüber!

Die Tanne schüttelt stumm ihr Haupt,
Mein Herz ist wie mit Schnee bestaubt.
Vorüber!

Die Tanne rauscht ein Grabeslied,
Die Sonne ist todt, der Wind entflieht —
Vorüber!

1863.

ERINNERUNG

Es zuckt die Lippe und das Auge lacht,
Und doch steigt's vorwurfsvoll empor,
Das Bild aus tiefer, tiefer Herzensnacht —
Der milde Stern an meines Himmels Thor.
Er leuchtet siegreich — und die Lippe schliesst
Sich dichter — und die Thräne fliesst.

1863.

HERÜBER — HINÜBER

Herüber, hinüber
Fliegen der Blicke glänzende Funken;
Trüber und trüber
Wölbt sich mein Himmel, wehmuthtrunken;
Lieber, ach lieber
Bräche des Herzens zitternder Grund —
Herüber, hinüber
Zucken die Blitze — doch schweiget der Mund.
Wolkensammler, o Herzenskündiger,
Mache uns mündiger.

1863.

VERGEBEN, VERGESSEN

Ich habe dir und mir vergeben und vergessen;
Weh! Du hast dich und mich vergessen und vergeben.

1863.

UNTREUE LIEBE

Die Hand, die herzlich dargebotene
Zurückgegeben, zweifelhaften Auges,
Und auf der Zunge wägend Silb' um Silbe,
Das Herz, den aufgebrochnen Brief zurück
Gewiesen, ungelesen, ungedeutet!
Und das von Dir!
Herum im Kreise staunten
Und lachten Eintagsfliegen, flogen weiter
Und summten ärgerlich Gesumm. Jedoch
Ein Gott riss mich heraus, mit wilder Schwermuth
Den Sinn umnachtend. —
Und lächelnd schau' ich jetzt die Fäden an,
Die durchgeriss'nen, durch die Hand mir gleitend,
An denen es wie Blut und Thränen glänzt:
Sie waren schön und sind es noch, und wie
Des späten Sommers Schleier fliehn sie fort,
Ein Windhauch spielt mit ihnen, und das Gold
Der Abendsonne glüht und glitzert drinnen.
Du nicht mehr mein! Es spielt mein liebster Traum
Mit deinem Bild, und einsam steigst du auf
Aus Herzenstiefen wie ein Stern, entglommen
An meines Lebens nächt'gem Himmel — doch
Schon ferne, ach zu ferne, schon versunken!

1863.

VOR DEM KRUZIFIX

Steinblock da oben, blöder Narr,
„„Herunter!
„Was willst du noch, was siehst du starr
„Auf diese neuen Wunder?
„Du hast nun ausgerungen —
„Dein Arm ist steif, dein Kopf ist müd —
„Säh ich, wie jeder vor mir kniet,
„Wär selbst so müd,
„Wär längst herab gesprungen.

„Ich taumle hier vor dir in Staub
„Und Asche —
„Herunter! Bist du denn nur taub?
„Hier hast du meine Flasche!“
Er wirft sie hin zu Scherben,
Das Glas zerklirrt, das Steinbild steht
Noch unbewegt, am Kreuz erhöht,
Sein Auge fleht
Zu sterben, bald zu sterben.

„Weiss Gott! Das ist ein rechter Tropf,
„Bleibt oben,
„Fürwahr, er hat 'nen harten Kopf,
„Das Einz'ge, was zu loben.
„Die Flasche ging in Splittern,
„Verschüttet ist der herbe Trank —
„Für Schwamm und Essig sagt er Dank,
„Zum Tode krank,
„Und wirft doch 'rab den Bittern.

„Nun kommen sie mit Sang und Schall
„In Haufen
„Und lecken ab die Tropfen all
„Die an dir niederlaufen.

„Sie küssen und sie herzen,
„Und meinem süssen bittern Trank
„Dem sagen sie — ein toller Schwank —
„Den besten Dank
„Für deine Todesschmerzen.

„Und doch — der arme Kerl bleibt hier
„Alleine
„Und schaut mich an so bleich, so stier,
„Mich dauern seine Beine.
„Komm mit mir auf die Erden!
„Du standst so lange — mag ich nicht!
„Du schwiegst so lange — lieb ich nicht!
„Du armer Wicht,
„Wir wollen lustig werden."

Er stieg hinauf, die Füsse schwer,
Und reckte
Sich mählich, lächelnd auf, bis er
Die Augen sich bedeckte.
Ein Schwindel fasst' ihn leise,
Doch wieder sah er auf so stier,
Rief gellend: „Christus, her zu mir!
„Ich komm zu dir!
„Glück zu der letzten Reise!"

Er fasste nach dem kalten Fuss
Und wankte;
Ihm war's, als ob mit eis'gem Gruss
Der Heiland nieder dankte.
Er riss den Leib, den matten,
Empor und fasste nach der Hand,
Der kalten Hand, der Eiseshand,
Den Blick gebannt
Aufs Haupt voll düstrer Schatten.

Und lebt's? Und weint's? Die Thräne rinnt
Am Steine;
Er schlürft sie gierig und geschwind,
Den Rest vom Branntweine.
„Du wirst mich retten, retten,
„Ich reisse dich mit mir herab,
„Reiss mich empor zu dir vom Grab,
„Vom ew'gen Grab
„Und von der Hölle Ketten." —

Die Säulen standen todtenstumm,
Erschrocken:
Sie hörten's dröhnen rings herum,
Des Weltgerichtes Glocken.
Am Boden lag er — leise
Umsummte eine Wespe sein
Gebrochen Auge — starr Gebein —
Sie war allein
Und summte dumpfe Weise. —

Am Boden eine Münze lag,
Verrostet,
Darauf des Teufels Hand und Schlag
Geprägt, was ewig kostet
Im Himmel und auf Erden
Die Seele, die am Kreuze hängt,
Und, tief in Sünd und Lust versenkt,
Sich selig denkt
Und doch verdammt muss werden.

1863.

JETZT UND EHEDEM

So schwer mein Herz, so trüb die Zeit
Und nie Genügen:
Es zieht mich in den Strudel weit
Wehmuth, Schmerz und Vergnügen.
Ich kann den Himmel kaum mehr sehn,
Den maienblauen:
So überstürmen wilde Weh'n,
Mich jetzt mit Lust und Grauen.

Ich hab gebrochen alter Zeit
Vermächtniss,
Das mir die Kindesseligkeit
Mahnend rief ins Gedächtniss.
Ich hab' gebrochen, was mich hielt
In Kindesglauben:
Mit meinem Herz hab' ich gespielt
Und liess es fast mir rauben.

Und was es funden? Hin ist hin!
Nur Thränen!
Die Körner spielte leichter Sinn
Hervor, nicht dumpfes Sehnen,
Die Körner Goldes — war's nicht Schein?
Sie glänzten kurze Weile,
Doch schrieb der Tod ein mächtig Nein
Auf jede, jede Zeile.

Ich bin wie eine Münze alt,
Vergrünet,
Bemoost, Runzeln auf der Gestalt,
Die einst zum Schmuck gedienet.

Der Zweifel Furchen tief und hart
Darübergingen,
Des Lebens Schmutz, grau und erstarrt,
Sucht rings sie zu umschlingen.

Und wer mir auch sein Herz geschenkt —
Wohin die Lieben?
Und wer mit Wasser mich getränkt —
Wo sind sie alle blieben?
Und jeder helle Sonnenblick,
Der mich getroffen —?
Wer nahm den letzten Rest von Glück,
Mein Träumen und mein Hoffen?

Mein zuckend Herz, ich warf es hin,
Zu rasten
Und wälze drüber Lust, Gewinn,
Schmerz, Wissen, Bergeslasten.
Ob es sich quält und drückt und engt —
In wilden Stunden
Da schleudert's flammend und versengt
Empor, was es gebunden.

1863.

ÜBER FÜNFZIG JAHRE

Er träumt nur, doch er schläft nicht: eingehüllt
Im weiten Mantel und den grauen Hut
Tief in die Stirn gezogen, wie ein Bild
Von Marmor, sitzt er schweigend an der Gluth,
Die hastig flackernd aus den Scheiten zittert:
Auf seinem bleichen, fahlen Angesicht,
Voll Runzeln, wie ein morscher Fels verwittert,
Spielt träumend müdes Spiel das matte Licht.

Doch diese Augen — geh'n sie nicht einher
Wie irre Sterne, Wand'rer ruhelos?
Sie suchen Kronen — finden sie nicht mehr,
Und wühlten sie auch durch der Erde Schooss.
Wie Traumesflitter Kranz und Glück vernichtet,
Gestürzt die Throne und verwelkt manch Blatt:
Er war der Schuld'ge, den das Glück gerichtet:
O gönnt ihm eine letzte Ruhestatt!

Die Adjutanten stehen scheu im Kreis,
Rings Nebel, der das Schlachtenfeld umspinnt:
Und klang es eben nicht wie Röcheln leis?
Sie fröstelt: schaurig weht der Abendwind.
Fern hört man rasseln: dumpfe, gleiche Schritte —
Die Gardenreste ziehen durch das Feld —
Der Eine, Einz'ge fehlt in ihrer Mitte —
Der Kaiser träumt — es fiel der Herr der Welt.

Doch still, doch still! Da zuckt es in den Zügen,
Die Lippe schliesst sich dichter — ist es Schmerz,
Der, ob die Augen starr und kalt es lügen,
Empört durchzuckt das gramerfüllte Herz?

Er winkt und spricht: „Ist's nicht ein bitt'res Höhnen?"
— Die Generale schauen fragend nieder —
„Die Armen wissen nicht, warum sie stöhnen:
In Kurzem künden es des Volkes Lieder.

„Doch Jene, Jene, die dem gold'nen Traum
Ein furchtbar blutig Opfer jetzt gebracht,
Die um den trüg'risch schönen Freiheitsbaum
Gekämpft drei Tage lang die Völkerschlacht —
Sie wähnten den Tyrannen zu verjagen
Und sehen nicht, was ihnen blieb zurück;
Nun jauchzen sie, dass sie die Schlacht geschlagen:
Nun kehre Friede, kehre Völkerglück!

„Ja, freilich! Stumm wird's sein nun lange Zeit,
Und die Geschichte kann sich schlafen legen;
Der Dichter und der Philosophen Streit
Kann sich von Neuem nun behaglich pflegen.
‚Auf, bringt die Becher, auf, lasst froh uns schwärmen!'
So ruft wohl mancher und das Auge blinkt
Voll wilder Lust: ‚Was sollen wir uns härmen:
Die neue Zeit uns heilverkündend winkt!'

„Und wenn nach fünfzig Jahren man berauscht
Von seiner Ahnen Thaten spricht und schwärmt:
Da sitzt wohl mancher einsam, denkt und lauscht,
Ob man auch wirklich handelt, nicht bloss lärmt.
Und auch im Traume fasst er nach dem Schwert
Und fragt: Wer ist's, wer hat es frech verschuldet,
Dass man in Worten, kaum in Worten ehrt,
Was jener Männer stolze Kraft erduldet?

„Man wird mich hassen — oder wird man's nicht?
Und wird nach Jahren man den Hass verlernen?
Ich werde sein — was anders? — ein Gedicht
Von einem Helden aus der Vorzeit Fernen.
Ich war es, Deutschlands und der ganzen Welt
Und Gottes Geissel und der Völker Fluch
— Nicht ein weichherz'ger, junger Modeheld —
Ein Weltverfluchter und der Welt ein Fluch!"

Des Kaisers Lippen regen sich im Traum,
Die Züge fallen müd' und abgespannt,
Die Augen schliessen sich — man ahnt es kaum,
Welch' Scepter führte diese schlaffe Hand.
Und ängstlich seh'n die Seinen auf den Mann,
Der auf die morschen Trümmer hingesunken
Des eig'nen Thrones, Träume spinnen kann,
Umspielt von matten Brandes rothen Funken.

Und doch, er träumt: ihn quält ein Traumgesicht,
Das hinter seinen Schultern drohend steht
Und flüsternd immer wieder zu ihm spricht:
„Du lügst, Du lügst," und eiskalt ihn umweht:
„Sieh weiter, weiter über fünfzig Jahre!"
Da fährt er auf, da stöhnt er bang und schwer:
„Nicht weiter, weiter über fünfzig Jahre:
Ich mag nicht, will nicht, nimmer, nimmermehr."

Am schwarzen Himmel zieht ein heller Streif
Sich um das öde Land, wie Heil'genschein
Um Bluteszeugen, wie ein gold'ner Reif
Um eines Siegers Stirn, so hell und rein.

Von Leipzigs Thürmen hebt sich voller Klang,
Ein Todtenlied am Allerseelentag,
Ein Jubelton aus heissem Herzensdrang,
Voll Lust und tiefem Weh in gleichem Schlag.

Doch er, der Einzige, erhebt sich stumm
Und winkt mit halb erlosch'nem Augenstrahle:
Sie treten scheu im Kreis um ihn herum.
„Vernehmen Sie es, meine Generale? —
Es brach ein Dogenherz einst morsch und müd'
Bei solcher Glocken stolzem Feierton;
Mein Herz hört auch ein herzzerbrechend Lied:
Soll's schmachvoll brechen?" fragt er voller Hohn.

„Gebrochen wär's zur Nacht, ich fühlte schon
Des Todes Zucken; doch es konnte nicht
Und wird nicht können, da der Zukunft Droh'n
Es sah und schleichend nahen das Gericht.
Fast wär's gebrochen, denn ein grauser Sturm,
Der Stürme schlimmster stürzte diese Nacht
Mir alles nieder: und ein schwacher Wurm
Ist selbst der Mensch in seiner grössten Macht.

„Ich sah ihn steigen rings, den blut'gen Strom,
Und tausend Blumen wuchsen himmelan
Und wölbten sich zu einem stolzen Dom,
Und Stimmen klangen wie ein Meer heran,
Und Worte trafen mich, spitz wie der Pfeil
Und stark und mächtig wie des Blitzes Schlag:
„Deutschland," so rief es, „ein'ges Deutschland Heil!"
Dass ich betäubt, voll Grau'n am Boden lag.

Da schritten sie heran mit hellem Schwert,
Und Rhein und Donau flutheten zusammen,
Herzen und Augen himmelwärts gekehrt
In der Begeist'rung hellen Feuerflammen:
Und diese Flammen, sie sind mein Gericht —
Drum bringt mir Sterbenden nun eine Bahre!
Deutschland ward *einig* — und ich wollt' es nicht —
Doch sah ich's kommen *über fünfzig Jahre!*"

1863.

BEETHOVENS TOD

(Fragment.)

Das raucht und knistert im Kamin,
Es heult rings um die Fenster;
Ueber dem alten heiligen Wien
Jagen sich Wolkengespenster.
Die Scheiben zittern im gelben Staub:
Es wirbelt wie Schnee und Regen;
Am Ofen sitzt ein Weib halb taub
Und murmelt einen Segen.

Sonst Schweigen nur im öden Gemach.
Die Uhr geht langsam, graulich:
Es dröhnt vom Hin- und Widerschlag
Die Diele morsch und faulig.
Vor einem Bette hingestreckt,
Das Haupt fast auf den Knieen,
Ein Jüngling bis zum Tod erschreckt,
Des Augen düster glühen.

Wagt er's nicht, auf das Bett zu schau'n
Und auf den Mann, den stillen?
Und horcht er auf den Sturm mit Grau'n
Und auf des Windes Schrillen?
Ihm ist, als wär' er fern entrückt,
Säh' einen feurigen Wagen
Und hätte darauf den Mann erblickt
Und aufwärts die Rosse jagen:

Den Mann, den stillen, leichenhaft
Die Augen eingesunken,
Des Hand mit schlaffer, letzter Kraft
Am Kissen spielt wie trunken.

Die Alte murmelt, der Jüngling scheut
Des stummen Mannes Züge.
Da tönt es her wie Sturmgeläut,
Da zittert Haus und Stiege.

Wagen und Rosse Zebaoth!
Der Blitz, der feurige Reiter!
Das ist der Tod, das ist der Tod!
Der jagt hier durch und weiter!
Und hinter ihm der wilde Sturm,
Der tobende Geselle,
Von Haus zu Haus, von Thurm zu Thurm
Wälzt sich die Hagelwelle.

Das Fenster prasselnd niederbricht,
Wolken von Schnee und Eise
Wogen dahin im fahlen Licht
Und folgen der Sturmesreise.
Der Elemente langer Zug
Reisst sich empor mit Brausen:
So mancher Wiener sah's und schlug
Ein Kreuz, ängstlich voll Grausen. —

O Wetter, das vom Himmel fiel,
Wen hast du mitgenommen? —
Wen hobst du auf im Sturmesspiel,
Von Blitzen hell umschwommen?
Wer war's, der seinen Mantel kühn
Sich schwang um seine Hüfte?
Zum Himmel wollt' er aufwärts zieh'n
Und nicht in's Grau'n der Grüfte.

— Es ragt ein Hügel dicht umrankt
Von Epheu, niedrig, stille:
Die Blätter flüstern rings, es schwankt
Der Lilien weisse Fülle.
Darüber endlos, vogelschnell
Ziehen die Wolkenschichten,
Indess der Sonne gold'ner Quell
Zittert in tausend Lichten.

Es ist ein heimisch süsser Ort:
Der Wandrer steht voll Grausen
Und hört in Lüften fort und fort
Geheimer Töne Sausen.
Nicht seufzt die Welt, — sie tönt ein Lied
Auf Sonnenstrahlensaiten,
Indess der Rose Auge glüht
Und drüber die Wolken gleiten.

O du, des Sang der Erd' entquoll,
Du ew'ger Himmelsfahrer,
O du, des Sang zum Himmel schwoll,
Nun tönst du reiner, klarer,
Du selbst ein Ton, der süss erklang,
Auf Erden bald verklungen
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

* * *

Und wieder schau' ich stumm dich an
Und möchte deine Augen fragen,
Warum, du wunderselt'ner Mann,
In mir die Pulse stürmisch schlagen,

Wenn du in meiner Seele Wald
Herumgehst, feurig und doch kalt,
So deutlich und doch unerdeutet,
Wie Glocken in der Nacht geläutet,
Mir nicht zu fassen, nicht zu sehen
Und doch — ich fühl' dich schreiten, gehen.

Wie oft, dass sich der Sinn, verirrt,
Im Walde niederlegt zu Rosen,
Dass süsses Tönen ihn umschwirrt,
Dass Waldhornklänge ihn umtosen:
Hier sei mein Grab, so tiefallein
In Rosen und Blaublümelein;
Da seh' ich's kommen dort von Weiten —
Da seh' ich dich von ferne schreiten,
Und über mir im Blau verhallen
Die Zauber wie in Tempelhallen.

Du winkst — und deinem Wink entquillt
Rings dämmernde Gewitterschwüle;
Du winkst — und Lüfte forschend mild
Umwehen mich in leichtem Spiele;
Du donnerst — und herniederschlägt
Der Blitz, — ich starre unbewegt
Und schaue dich mit lichten Schaaren
In weissen Kleidern aufwärts fahren
Und fühle, wie die Ewigkeiten
Vor mich sich endlos, zeitlos breiten.

1863.

Des Mondes Helle zuckt in ungewissen,
Zerstreuten Strahlen durch die Mitternacht;
Die Wolken fliegen wie vom Sturm zerrissen,
Ein aufgelöstes Heer nach wilder Schlacht,
Der Kidron braust in ungestümem Drängen —
Der Oelberg ruht auf stummen Felsenhängen.

Herr, deine Jünger schlafen, hingestreckt
Auf feuchtem Boden, und manch' ängstlich Bild
Scheucht ihrer Seelen Ruhe und erschreckt
Die Stille, die die Schlummernden umhüllt.
Sie sehen dich im Traum zu ihnen treten,
Sie sehn dich seufzen, sehn dich ängstlich beten.

Doch du liegst einsam! Keine Welt erfasst
Die Qualen, die dein grosses Herz umfluthen;
Du liegst gebeugt von ungemess'ner Last,
Und alle Wunden brechen auf und bluten.
Das ist dein letztes, schwerstes Todesringen,
Und Erd' und Hölle will dich niederzwingen.

Da steht vor deinem Blick ein Berg der Qual,
Darauf ein Kreuz und frecher Spötter Fülle:
Das ist dein Berg, dein Kreuz, dein Marterpfahl.
Das ist *dein* Loos. — nein, 's ist dein eig'ner Wille.
Und nicht genug — was nie ein Mensch kann sagen —
Die Hölle selber kommt dich anzuklagen.

Du willst die Sünde tragen, und sie naht,
Aus tiefster Finsterniss ans Licht gekrochen;
Da naht verstörten Blicks des Zweifels Saat,
Und Greuel, stumm und tief, nie ausgesprochen!

Sie nahen dir mit drohender Geberde,
Sie wolln dich niederziehn zu Tod und Erde.

Du ringst gewaltig — blut'ger Thränen Fluth
Sie künden deiner Seele tiefstes Wehe,
„Vorüber geht er nicht, der Kelch voll Blut,
„Du musst ihn trinken, Gott, Dein Will' geschehe!"
Und wieder naht mit leisem Flügelschlage
Ein Engel, wie an dem Versuchungstage.

O Stätten heiligster Vergangenheit!
Gethsemane und Golgatha! Ihr tönet
Die frohste Botschaft durch die Ewigkeit,
Ihr kündet, dass der Mensch mit Gott versöhnet,
Versöhnet durch das Herz, das hier gerungen,
Das dort verblutet und den Tod bezwungen!

O Stätten heilig ernster Gegenwart!
Zu denen sich die müde Seele führet
Und still der ewigen Lebensfluthen harrt,
Die auch noch jetzt ein Engel Gottes rühret.
Es nah'n die Kranken — und der Himmel schliesset
Sich auf, und Lebenswasser fliesset!

O Stätten, ihr, der Zukunft Weltgericht,
Der Frommen Hoffnung und der Sünder Grauen!
Vor euch wird eitler Ruhm und Glanz zunicht,
Von euch wird Segen auf die Welten thauen.
So schaut ihr, vorwärts, rückwärts, auf die Zeiten,
Merksteine in dem Strom der Ewigkeiten.

1864.

SHAKESPEARE
(23. April 1864.)

Er starb und ward begraben. Kaum gekannt
Inmitten grauer Steine und umschlungen
Von Moose lag sein Grab. Sein Glück, sein Stand,
Sein Leben war in aller Mund verklungen;
Kaum dass man selt'ne Kunde von ihm fand,
Und diese selbst verwittert und zersprungen.
Es gingen über ihn mit wilder Welle
Der Zeiten buntbewegte Wechselfälle.

Die Bühnen sind geschlossen. Heimlich kaum
Bei Nacht und Stille sucht man mit Behagen,
Wie König und Gefolg' auf engem Raum
Und Witz und Ernst im Spiel vorüberjagen:
Man sieht den langentbehrten, schönen Traum,
Den Kirch' und Volk in enge Haft geschlagen,
Als Werk des Teufels schmachvoll, ohne Rechte:
Der Bühne Diener heissen Teufelsknechte.

In Blut und Wirren starb der letzte Klang,
Der noch von ihm aus jenen Zeiten tönte,
Wo er, ein junger Adler, auf sich schwang
Und seines Volkes Blüthentage krönte,
Wo England frisch und stark, im Jugenddrang
Zu Land und See die stolzen Feinde höhnte,
Und über Meere seine Arme streckte
Nach Schätzen, die ihm keine Ferne deckte.

Doch jetzt vorüber! Finst'rer Zwang umhüllt
Die strengen Seelen mit selbsteig'nen Nöthen.
Sie tragen es — und keine Thräne quillt —
Sie mögen lieber ihren König tödten,

Als auf der Bühne sehen Bild um Bild
Und einen Scherz zu hören ohn' Erröthen.
Die Leute sind zu ernst. Die Kunst wird flüchtig —
Und wird in Frankreich prunkend, hohl und nichtig.

Da kehrte Karl der Zweite. Es erstand
Die Bühne, doch mit fremdem Schmuck und Prangen.
Man sah den Helden reich mit Ordensband,
Mit Degen und Perücke rings umhangen.
Man sah ihn zierlich rühren Fuss und Hand,
Doch so, wie höf'sche Sitten es verlangen,
Nie toben, doch höchst würdig und gehalten
In steifen Versen sein Gefühl entfalten.

Da lag er eingesargt, vom Volk vergessen,
Bald missgedeutet oder arg geschmäht!
Man dürf' ihn nicht nach diesen Zeiten messen,
Da jene wüsten, rohen längst verweht.
Man wolle nicht der Väter Eicheln essen —
Es reiche süss're Kost ja Seine Majestät.
Und mancher sprach, ein unberuf'ner Richter,
Von ihm, dem rohen, ungefügen Dichter.

Doch steht in hohen, ahnungsvollen Zügen
Sein Bild in einer Seele ausgeprägt,
In einer Seele, die zu hohen Flügen
Die jungen, kaum erschloss'nen Schwingen regt:
Ein Garrik ist's, der in erhab'nen Siegen
Der Menge Stumpfsinn glorreich niederschlägt,
Der Shakespeares Welt, dem Volk im Traum verloren,
In seiner Seele Tiefe neu geboren.

Und wie die Bergesgipfel, wenn das Thal
Noch lange ruht von Nebeln dicht umzogen,

Am früh'sten trifft der morgendliche Strahl,
Und auf den Höhen schweifen Lichteswogen:
So haben auch den neuen Glanz zumal
Die höchsten Geister in sich eingesogen:
In Lessings und in Herders Geisteshöhen
Schien einer Morgensonne Glanz zu stehen.

Die nächt'gen Nebel fluthen immer wilder,
Durchzuckt von Lichtesblitzen Well' auf Well';
Es flüchten jählings all' die Schattenbilder,
Und sieghaft blickt der Sonne Lichtesquell —
Und neue Lüfte wehen, reiner, milder,
Es blüht das Land im Schimmer goldenhell:
Und alles will in neue Form sich giessen
Und Erd' und Himmel in sich überfliessen.

Dem Lebenden, des Grab verschlossen war,
Auf dem der Vorurtheile Felsen lagen,
Der unter uns auch wandelt wunderbar
Und immer neu ersteht in diesen Tagen:
Dem Lebenden, dem noch von Jahr zu Jahr
Mehr Herzen jubelvoll entgegenschlagen,
Nur ihm, dem Lebenden, nicht jenem Todten
Sei heut' des Festes erster Gruss entboten.

1864.

NACHTGEDANKEN

Ich sah in's Licht, von einer Mücke leis
Umschwirrt, in meinem Stuhl zurückgesunken:
Durchlaufen hatt' ich den gewohnten Kreis,
Gewohnte Freuden hatt' ich ausgetrunken,
Das Haar dem Winde und die Brust der Fluth,
Das Herz der Dämm'rung freundlich dargeboten
Und sanft erregt das leicht beschwingte Blut,
Der Todten eingedenk, der liebsten Todten.

Ich sah sie stehen auf der Wolke Saum —
Ich war allein und schaute hin und wieder.
Sind's ihre lieben Züge? Merklich kaum
Schwingt schauernd rings der Nachtwind sein Gefieder.
Sie sind's, sie sind's. Und du auch mitten drin?
Gestorben bist du mir, und warst doch lieber
Als Alles meiner Brust? Auch du gingst hin?
Nein, deine Liebe starb und ging hinüber!

's ist still um mich. Durch's leicht verhängte Fenster
Lugt blassen Angesichts des Mondes Schein.
Was sucht er hier? Wie flüchtige Gespenster
Umspielen Wolken ihn, duftig und fein.
Sie fliehn an meiner Wand im Widerglanz
Vorüber — und ich seh' sie gerne fliehen —
Mir ist's, als seh' ich der Gedanken Tanz
Um stille Gräber hin und wieder ziehen.

Da liegen vor mir Bücher aufgeschlagen
Und mitten drin ein vollgeschrieben Blatt;
Die Bücher sind so todt — doch ich voll Zagen
Greif' nach dem Brief: die Schrift ist matt,

Verblichen ist die Hand, die sie geschrieben,
Das Herz ist todt, das dieser Hand befahl.
An diesem Briefe haftet all mein Lieben,
An diesen Zügen alle meine Qual.

Und doch, ihr seid nicht todt, ihr dicken Bände,
Ihr Bäuche voller Weisheit seid nicht todt —
Da nehm' ich freundlich dich in meine Hände,
Du gabst mir Trost, du gabst mir Wein und Brot,
Mein Shakespeare, als mich Schmerzen niederzwangen;
Vergessen darf dies meine Seele nicht:
Wie Mondesschatten sind sie weggegangen,
Du bliebst mir treu, tiefsinniges Gesicht!

Fast eingebrannt das Licht — es flackert auf,
Und heller wird's im Zimmer, in der Brust:
Wach auf, mein Herz, steig aus der Gruft heraus
Und bade dich in neuer Morgenlust.
Noch ist dein Geistesöl nicht ausgebrannt,
Noch kannst du weithin helle Funken werfen,
Verrostet ruht dein Eisenschwert im Sand —
Nimm Felsen, Blitze, Donner, es zu schärfen!

Zusammenbrach des Lichtes letzter Schein,
Des Mondes Schatten huschen hin und wieder.
Das Fenster klirrt — die Nacht schaut bleich herein,
Erseufzend schwingt der Nachtwind sein Gefieder.
Die Hand erstarrt, des Schreibens endlich müd',
Die Augen blicken düster, wehmuthtrunken,
Die Mücke summt sich leis ihr Abendlied —
Ich ruh' im Lehnstuhl, tief in mich versunken.

1863/64.

DEM UNBEKANNTEN GOTT

Noch einmal eh ich weiter ziehe
Und meine Blicke vorwärts sende,
Heb' ich vereinsamt meine Hände
Zu dir empor, zu dem ich fliehe,
Dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht,
Dass allezeit
Mich deine Stimme wieder riefe.

Darauf erglüht tiefeingeschrieben
Das Wort: dem unbekannten Gotte.
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
Auch bis zur Stunde bin geblieben:
Sein bin ich — und ich fühl' die Schlingen,
Die mich im Kampf darniederziehn
Und, mag ich fliehn,
Mich doch zu seinem Dienste zwingen.

Ich will dich kennen, Unbekannter,
Du tief in meine Seele Greifender,
Mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
Du Unfassbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen.

Herbst 1864.

Gedichte aus den Jahren 1869–1877

ZUR HOMER-REDE

In Basel steh' ich unverzagt,
doch einsam da — Gott sei's geklagt.
Und schrei' ich laut: „Homer! Homer!"
so macht das jedermann Beschwer.
Zur Kirche geht man und nach Haus
und lacht den lauten Schreier aus.

Jetzt kümmr' ich mich nicht mehr darum:
das allerschönste Publikum
hört mein Homerisches Geschrei
und ist geduldig still dabei.
Zum Lohn für diesen Ueberschwang
von Güte hier gedruckten Dank!

1869.

AN DIE MELANCHOLIE

Verarge mir es nicht, Melancholie,
dass ich die Feder, dich zu preisen, spitze
und dass ich nicht, den Kopf gebeugt zum Knie,
einsiedlerisch auf einem Baumstumpf sitze.
So sahst du oft mich, gestern noch zumal,
in heisser Sonne morgendlichem Strahle:
begehrlich schrie der Geier in das Thal,
er träumt' vom toten Aas auf totem Pfahle.

Du irrtest, wüster Vogel, ob ich gleich
so mumienhaft auf meinem Klotze ruhte!
Du sahst das Auge nicht, das wonnenreich
noch hin und her rollt, stolz und hochgemuthe.
Und wenn es nicht zu deinen Höhen schlich,
erstorben für die fernsten Wolkenwellen,
so sank es um so tiefer, um in sich
des Daseins Abgrund blitzend aufzuhellen.

So sass ich oft, in tiefer Wüstenei,
unschön gekrümmt, gleich opfernden Barbaren,
und deiner eingedenk, Melancholei,
ein Büsser, ob in jugendlichen Jahren!
So sitzend freut' ich mich des Geier-Flugs,
des Donnerlaufs der rollenden Lawinen,
du sprachst zu mir, unfähig Menschentrugs,
wahrhaftig, doch mit schrecklich strengen Mienen.

Du herbe Göttin wilder Felsnatur,
du Freundin liebst es, nah mir zu erscheinen;
du zeigst mir drohend dann des Geiers Spur
und der Lawine Lust, mich zu verneinen.

Rings athmet zähnefletschend Mordgelüst:
qualvolle Gier, sich Leben zu erzwingen!
Verführerisch auf starrem Felsgerüst
sehnt sich die Blume dort nach Schmetterlingen.

Dies alles bin ich — schaudernd fühl' ich's nach —
verführter Schmetterling, einsame Blume,
der Geier und der jähe Eisesbach,
des Sturmes Stöhnen — alles dir zum Ruhme,
du grimme Göttin, der ich tief gebückt,
den Kopf am Knie, ein schaurig Loblied ächze,
nur dir zum Ruhme, dass ich unverrückt
nach Leben, Leben, Leben lechze!

Verarge mir es, böse Gottheit, nicht,
dass ich mit Reimen zierlich dich umflechte.
Der zittert, dem du nahst, ein Schreckgesicht,
der zuckt, dem du sie reichst, die böse Rechte.
Und zitternd stammle ich hier Lied auf Lied
und zucke auf in rhythmischen Gestalten:
die Tinte fleusst, die spitze Feder sprüht —
nun, Göttin, Göttin, lass mich — lass mich schalten!

Gimmelwald, Sommer 1871.

NACH EINEM NÄCHTLICHEN GEWITTER

Heute hängst du dich als Nebelhülle,
trübe Göttin, um mein Fenster hin,
schaurig weht der bleichen Flocken Fülle,
schaurig tönt der volle Bach darin.

Ach! du hast bei jähem Blitzeleuchten,
bei des Donners ungezähmtem Laut,
bei des Thales Dampf den giftefeuchten
Todestrank, du Zauberin, gebraut!

Schaudernd hörte ich um Mitternächten
deiner Stimme Lust und Wehgeheul,
sah der Augen Blinken, sah der Rechten
schneidig hingezückten Donnerkeil.

Und so tratst du an mein ödes Bette
vollgerüstet, waffengleissend hin,
schlugst an's Fenster mir mit erzner Kette,
sprachst zu mir: „Nun höre, was ich bin!

„Bin die grosse, ew'ge Amazone,
„nimmer weiblich taubenhaft und weich,
„Kämpferin mit Mannes-Hass und -Hohne,
„Siegerin und Tigerin zugleich!

„Rings zu Leichen tret' ich, was ich trete,
„Fackeln schleudert meiner Augen Grimm,
„Gifte denkt mein Hirn — nun kniee! bete!
„Oder modre, Wurm! Irrlicht, verglimm!"

Gimmelwald, Sommer 1871.

DER WANDRER

Es geht ein Wandrer durch die Nacht
mit gutem Schritt;
und krummes Thal und lange Höhn —
er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
er schreitet zu und steht nicht still,
weiss nicht, wohin sein Weg noch will.

Da singt ein Vogel durch die Nacht:
„Ach Vogel, was hast du gemacht!
Was hemmst du meinen Sinn und Fuss
und giessest süssen Herz-Verdruss
ins Ohr mir, dass ich stehen muss
und lauschen muss — —
Was *lockst* du mich mit Ton und Gruss?“ —

Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wandrer, nein! Dich lock' ich nicht
mit dem Getön —
ein Weibchen lock' ich von den Höh'n —
was geht's dich an?
Allein ist mir die Nacht nicht schön —
was geht's dich an? Denn du sollst gehn
und nimmer, nimmer stille stehn!
Was stehst du noch?
Was that mein Flötenlied dir an,
du Wandersmann?“
Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was that mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann!“

Basel, Juli 1876.

AM GLETSCHER

Um Mittag, wenn zuerst
der Sommer ins Gebirge steigt,
der Knabe mit den müden, heissen Augen:
da spricht er auch,
doch *sehen* wir sein Sprechen nur.
Sein Athem quillt, wie eines Kranken Athem quillt
in Fieber-Nacht.
Es geben Eisgebirg und Tann und Quell
ihm Antwort auch,
doch *sehen* wir die Antwort nur,
denn schneller springt vom Fels herab
der Sturzbach wie zum Gruss
und steht, als weisse Säule zitternd,
sehnsüchtig da.
Und dunkler noch und treuer blickt die Tanne,
als sonst sie blickt,
und zwischen Eis und totem Graugestein
bricht plötzlich Leuchten aus — —
Solch Leuchten sah ich schon: das deutet mir's. —

Auch toten Mannes Auge
wird wohl noch einmal licht,
wenn harmvoll ihn sein Kind
umschlingt und hält und küsst:
noch einmal quillt da wohl zurück
des Lichtes Flamme, glühend spricht
das tote Auge: „Kind!
ach Kind, du weisst, ich liebe dich!" —
Und glühend redet alles — Eisgebirg
und Bach und Tann —
mit Blicken hier das selbe Wort:
„wir lieben dich!

ach Kind, du weisst, wir lieben, lieben dich!“
Und er,
der Knabe mit den müden, heissen Augen,
er küsst sie harmvoll,
inbrünst'ger stets
und will nicht gehn;
er bläst sein Wort wie Schleier nur
von seinem Mund,
sein schlimmes Wort:
„Mein Gruss ist Abschied,
mein Kommen Gehen,
ich sterbe jung.“

Da horcht es rings
und athmet kaum:
kein Vogel singt.
Da überläuft
es schaudernd, wie
ein Glitzern, das Gebirg.
Da denkt es rings —
und schweigt — —
Um Mittag war's,
um Mittag, wenn zuerst
der Sommer in's Gebirge steigt,
der Knabe mit den müden, heissen Augen.

Rosenlaui, Sommer 1877.

DER HERBST

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Fliege fort! fliege fort!
Die Sonne schleicht zum Berg
und steigt und steigt
und ruht bei jedem Schritt.

Was ward die Welt so welk!
Auf müd gespannten Fäden spielt
der Wind sein Lied.
Die Hoffnung floh —
er klagt ihr nach.

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Fliege fort! fliege fort! —
Oh Frucht des Baums,
du zitterst, fällst?
Welch ein Geheimniss lehrte dich
die Nacht,
dass eis'ger Schauder deine Wange,
die Purpurwange deckt? —

Du schweigst, antwortest nicht?
Wer redet noch? — —

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Fliege fort! fliege fort!
„Ich bin nicht schön
— so spricht die Sternenblume —,
„doch Menschen lieb' ich
„und Menschen tröst' ich —
„sie sollen jetzt noch Blumen sehn,
„nach mir sich bücken

„ach! und mich brechen —
„in ihrem Auge glänzet dann
„Erinn'rung auf,
„*Erinnerung an Schöneres als ich:* —
„— ich seh's, ich seh's — und sterbe so!" —

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Fliege fort! fliege fort!

Rosenlaui, Sommer 1877.

Verse und Widmungen

zu

„Menschliches, Allzumenschliches“

Frühjahr 1878 und Herbst 1884

Spiel der Gedanken, es führt
Seine der Grazien dich:
oh wie weidest den Sinn du mir!
— Weh! Was seh' ich? Es fällt
Larve und Schleier der Führerin,
und voran dem Reigen
schreitet die grause Nothwendigkeit.

[Aus dem unbenutzten Vorwort.]

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
bis solch Gewächs dir einst reicher und schöner erblüht.

Jetzt schon kost' ich des Glücks, dass ich dem Grösseren nachgeh',
wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut.

[Aus dem unbenutzten „Epilog".]

Mag Vernunft den Vernünft'gen erbauen,
der Künstler soll nur die Kunst verdauen.
Und doch hat ein Künstler dies Buch geschrieben;
nicht seine Vernunft that's, es that's sein Lieben.

Im bayrischen Walde fing es an,
Basel hat was dran gethan,
in Sorrent erst spann sich's gross und breit,
Rosenlaui gab ihm Luft und Freiheit.
Die Berge kreissten, am Anfang, Mitt' und End'!
Schrecklich für den, der das Sprüchwort kennt.
Dreizehn Monat, bis die Mutter des Kinds genesen —
ist's denn ein Elephant gewesen?
oder gar eine lächerliche Maus?
So sorgt sich der Vater: lacht ihn nur aus!

WIDMUNGSVERSE

a) an Richard Wagner

Dem Meister und der Meisterin
entbietet Gruss mit frohem Sinn,
beglückt ob einem neuen Kind
von Basel Friedrich Freigesinnt.

Er wünscht, dass sie mit Herzbewegen
aufs Kind die Hände prüfend legen
und schauen, ob es Vaters Art,
wer weiss? selbst mit 'nem Schnurrenbart,
und ob es wird, auf Zween und Vieren,
sich tummeln in den Weltrevieren.

In Bergen wollt' zum Licht es schlüpfen,
gleich neugebornem Zicklein hüpfen.
Was ihm auf seinem Erdenwallen
beschieden sei: es will gefallen;
nicht vielen: fünfzehn an der Zahl,
den andern werd' es Spott und Qual.

Doch eh' wir in die Welt es schicken,
mög' Meisters Treuaug' segnend blicken,
und dass ihm folge fürderhin
die kluge Gunst der Meisterin!

---

b) an Madame Louise O.

Freundin! Der sich vermass, dich dem Glauben ans Kreuz
zu entreissen,
schickt dir dies Buch: doch er selbst macht vor dem
Buche ein Kreuz.

---

c) an Fräulein Malwida von Meysenbug

Ist von Sorrentos Duft nichts hängen blieben?
Ist alles wilde, kühle Bergnatur,
kaum herbstlich sonnenwarm und ohne Lieben?
So ist ein *Theil* von mir im Buche nur:
den bessern Theil, ihn bring' ich zum Altar
für sie, die Freundin, Mütter, Arzt mir war.

AUS APHORISMUS 376

„Freunde, es giebt keine Freunde!" so rief der sterbende Weise
„Feinde, es giebt keinen Feind!" ruf' ich, der lebende Thor. —

UNTER FREUNDEN

Ein Nachspiel

1.

Schön ist's, miteinander schweigen,
schöner, miteinander lachen, —
unter seidenem Himmels-Tuche
hingelehnt zu Moos und Buche
lieblich laut mit Freunden lachen
und sich weisse Zähne zeigen.

Macht' ich's gut, so woll'n wir schweigen;
macht' ich's schlimm —, so woll'n wir lachen
und es immer schlimmer machen,
schlimmer machen, schlimmer lachen,
bis wir in die Grube steigen.

Freunde! Ja! So soll's geschehn?
Amen! Und auf Wiedersehn!

2.

Kein Entschuld'gen! Kein Verzeihen!
Gönnt ihr Frohen, Herzens-Freien
diesem unvernünft'gen Buche
Ohr und Herz und Unterkunft!
Glaubt mir, Freunde, nicht zum Fluche
ward mir meine Unvernunft!

Was *ich* finde, was *ich* suche —,
stand das je in einem Buche?
Ehrt in mir die Narren-Zunft!
Lernt aus diesem Narrenbuche,
wie Vernunft kommt — „zur Vernunft"!

Also, Freunde, soll's geschehn? —
Amen! Und auf Wiedersehn!

Zur „Fröhlichen Wissenschaft“

MOTTO

Ich wohne in meinem eignen Haus,
hab' niemandem nie nichts nachgemacht
und — lachte noch jeden Meister aus,
der nicht sich selber ausgelacht.

Ueber meiner Hausthür.

„SCHERZ, LIST UND RACHE“

Vorspiel in deutschen Reimen

1881—1882

EINLADUNG

Wagt's mit meiner Kost, ihr Esser!
Morgen schmeckt sie euch schon besser
und schon übermorgen gut!
Wollt ihr dann noch mehr, — so machen
meine alten sieben Sachen
mir zu sieben neuen Muth.

MEIN GLÜCK

Seit ich des Suchens müde ward,
erlernte ich das Finden.
Seit mir ein Wind hielt Widerpart,
Segl' ich mit allen Winden.

UNVERZAGT

Wo du stehst, grab' tief hinein!
Drunten ist die Quelle!
Lass die dunklen Männer schrein:
„Stets ist drunten — Hölle!"

ZWIEGESPRÄCH

A.

War ich krank? Bin ich genesen?
Und wer ist mein Arzt gewesen?
Wie vergass ich alles das!

B.

Jetzt erst glaub' ich dich genesen:
denn gesund ist, wer vergass.

AN DIE TUGENDSAMEN

Unseren Tugenden auch soll'n leicht die Füsse sich heben:
gleich den Versen Homer's müssen sie kommen *und gehn!*

WELTKLUGHEIT

Bleib' nicht auf ebnem Feld!
Steig' nicht zu hoch hinaus!
Am schönsten sieht die Welt
von halber Höhe aus.

VADEMECUM — VADETECUM

Es lockt dich meine Art und Sprach',
du folgest mir, du gehst mir nach?
Geh' nur dir selber treulich nach: —
so folgst du mir — gemach! gemach!

BEI DER DRITTEN HÄUTUNG

Schon krümmt und bricht sich mir die Haut,
schon giert mit neuem Drange,
so viel sie Erde schon verdaut,
nach Erd' in mir die Schlange.
Schon kriech' ich zwischen Stein und Gras
hungrig auf krummer Fährte,
zu essen Das, was stets ich ass,
dich, Schlangenkost, dich, Erde!

MEINE ROSEN

Ja! Mein Glück — es will beglücken —,
alles Glück will ja beglücken!
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

Müsst euch bücken und verstecken
zwischen Fels und Dornenhecken,
oft die Fingerchen euch lecken!

Denn mein Glück — es liebt das Necken!
Denn mein Glück — es liebt die Tücken! —
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

DER VERÄCHTER

Vieles lass' ich fall'n und rollen,
und ihr nennt mich drum Verächter.
Wer da trinkt aus allzuvollen
Bechern, lässt viel fall'n und rollen —,
denkt vom Weine d'rum nicht schlechter.

DAS SPRÜCHWORT SPRICHT

Scharf und milde, grob und fein,
vertraut und seltsam, schmutzig und rein,
der Narren und Weisen Stelldichein:
diess Alles bin ich, will ich sein,
Taube zugleich, Schlange und Schwein!

AN EINEN LICHTFREUND

Willst du nicht Aug' und Sinn ermatten,
lauf' auch der Sonne nach im Schatten!

FÜR TÄNZER

Glattes Eis
ein Paradeis
für Den, der gut zu tanzen weiss.

DER BRAVE

Lieber aus ganzem Holz eine Feindschaft,
als eine geleimte Freundschaft!

ROST

Auch Rost thut Noth! Scharfsein ist nicht genung!
Sonst sagt man stets von dir: „er ist zu jung!"

AUFWÄRTS

„Wie komm' ich am besten den Berg hinan?" —
Steig' nur hinauf und denk' nicht dran!

SPRUCH DES GEWALTMENSCHEN

Bitte nie! Lass dies Gewimmer!
Nimm, ich bitte dich, nimm immer!

SCHMALE SEELEN

Schmale Seelen sind mir verhasst:
da steht nichts Gutes, nichts Böses fast.

DER UNFREIWILLIGE VERFÜHRER

Er schoss ein leeres Wort zum Zeitvertreib
in's Blaue — und doch fiel darob ein Weib.

ZUR ERWÄGUNG

Zwiefacher Schmerz ist leichter zu tragen,
als Ein Schmerz: willst du darauf es wagen?

GEGEN DIE HOFFAHRT

Blas' dich nicht auf: sonst bringet dich
zum Platzen schon ein kleiner Stich.

MANN UND WEIB

„Raub' dir das Weib, für das dein Herze fühlt!" —
so denkt der Mann; das Weib raubt nicht, es stiehlt.

INTERPRETATION

Leg' ich mich aus, so leg' ich mich hinein:
ich kann nicht selbst mein Interprete sein.
Doch wer nur steigt auf seiner eignen Bahn,
trägt auch mein Bild zu hellerm Licht hinan.

PESSIMISTEN-ARZNEI

Du klagst, dass Nichts dir schmackhaft sei?
Noch immer, Freund, die alten Mucken?
Ich hör' dich lästern, lärmen, spucken —
Geduld und Herz bricht mir dabei.
Folg' mir, mein Freund! Entschliess' dich frei,
ein fettes Krötchen zu verschlucken,
geschwind und ohne hinzugucken! —
Das hilft dir von der Dyspepsei!

BITTE

Ich kenne mancher Menschen Sinn —
und weiss nicht, wer ich selber bin!
Mein Auge ist mir viel zu nah —
ich bin nicht, was ich seh' und sah.
Ich wollte mir schon besser nützen,
könnt' ich mir selber ferner sitzen.
Zwar nicht so ferne wie mein Feind!
— zu fern sitzt schon der nächste Freund —
doch zwischen Dem und mir die Mitte!
Errathet ihr, um was ich bitte?

MEINE HÄRTE

Ich muss weg über hundert Stufen,
ich muss empor und hör' euch rufen:
„Hart bist du! Sind wir denn von Stein?" —
Ich muss weg über hundert Stufen,
und Niemand möchte Stufe sein.

DER WANDRER

„Kein Pfad mehr! Abgrund rings und Todtenstille!" —
So wolltest du's! Vom Pfade wich dein Wille!
Nun, Wandrer, gilt's! Nun blicke kalt und klar!
Verloren bist du, glaubst du — an Gefahr.

TROST FÜR ANFÄNGER

Seht das Kind umgrunzt von Schweinen,
hülflos, mit verkrümmten Zeh'n!
Weinen kann es, Nichts als weinen —
lernt es jemals stehn und gehn?
Unverzagt! Bald, sollt' ich meinen,
könnt das Kind ihr tanzen sehn!
Steht es erst auf beiden Beinen,
wird's auch auf dem Kopfe stehn.

STERNEN-EGOISMUS

Rollt' ich mich rundes Rollefass
nicht um mich selbst ohn' Unterlass,
wie hielt' ich's aus, ohne anzubrennen,
der heissen Sonne nachzurennen?

DER NÄCHSTE

Nah hab' den Nächsten ich nicht gerne:
fort mit ihm in die Höh' und Ferne!
Wie würd' er sonst zu meinem Sterne? —

DER VERKAPPTE HEILIGE

Dass dein Glück uns nicht bedrücke,
legst du um dich Teufelstücke,
Teufelswitz und Teufelskleid.
Doch umsonst! Aus deinem Blicke
blickt hervor die Heiligkeit!

DER UNFREIE

A.

Er steht und horcht: was konnt' ihn irren?
Was hört' er vor den Ohren schwirren?
Was war's, das ihn darniederschlug?

B.

Wie jeder, der einst Ketten trug,
hört überall er — Kettenklirren.

DER EINSAME

Verhasst ist mir das Folgen und das Führen.
Gehorchen? Nein! Und aber nein — Regieren!
Wer *sich* nicht schrecklich ist, macht Niemand Schrecken:
und nur wer Schrecken macht, kann Andre führen.
Verhasst ist mir's schon, selber mich zu führen!
Ich liebe es, gleich Wald- und Meeresthieren,
mich für ein gutes Weilchen zu verlieren,
in holder Irrniss grüblerisch zu hocken,
von ferne her mich endlich heimzulocken,
mich selber zu mir selber — zu verführen.

SENECA ET HOC GENUS OMNE

Das schreibt und schreibt sein unausstehlich weises Larifari,
als gält' es primum scribere,
deinde philosophari.

EIS

Ja! Mitunter mach' ich Eis:
nützlich ist Eis zum Verdauen!
Hättet ihr viel zu verdauen,
oh wie liebtet ihr mein Eis!

JUGENDSCHRIFTEN

Meiner Weisheit A und O
klang mir hier: was hört' ich doch!
Jetzo klingt mir's nicht mehr so,
nur das ew'ge Ah! und Oh!
meiner Jugend hör' ich noch.

VORSICHT

In jener Gegend reist man jetzt nicht gut;
und hast du Geist, sei doppelt auf der Hut!
Man lockt und liebt dich, bis man dich zerreisst;
Schwarmgeister sind's —: da fehlt es stets an Geist.

DER FROMME SPRICHT

Gott liebt uns, *weil* er uns erschuf!
„Der Mensch schuf Gott!" — sagt drauf ihr Feinen.
Und soll nicht lieben, was er schuf?
Soll's gar, *weil* er es schuf, verneinen?
Das hinkt, das trägt des Teufels Huf.

IM SOMMER

Im Schweisse unsres Angesichts
soll'n unser Brod wir essen?
Im Schweisse isst man lieber nichts,
nach weiser Aerzte Ermessen.
Der Hundsstern winkt: woran gebricht's?
Was will sein feurig Winken?
Im Schweisse unsres Angesichts
soll'n unsren Wein wir trinken!

OHNE NEID

Ja, neidlos blickt er: und ihr ehrt ihn drum?
Er blickt sich nicht nach euren Ehren um;
er hat des Adlers Auge für die Ferne,
er sieht euch nicht! — er sieht nur Sterne, Sterne!

HERAKLITISMUS

Alles Glück auf Erden,
Freunde, giebt der Kampf!
Ja, um Freund zu werden,
braucht es Pulverdampf!
Eins in Drei'n sind Freunde:
Brüder vor der Noth,
Gleiche vor dem Feinde,
Freie — vor dem Tod!

GRUNDSATZ DER ALLZUFEINEN

Lieber auf den Zehen noch,
als auf allen Vieren!
Lieber durch ein Schlüsselloch,
als durch offne Thüren!

ZUSPRUCH

Auf Ruhm hast du den Sinn gericht?
Dann acht' der Lehre:
Bei Zeiten leiste frei Verzicht
auf Ehre!

DER GRÜNDLICHE

Ein Forscher ich? Oh spart diess Wort! —
Ich bin nur *schwer* — so manche Pfund'!
Ich falle, falle immerfort,
und endlich auf den Grund!

FÜR IMMER

„Heut komm' ich, weil mir's heute frommt" —
denkt jeder, der für immer kommt.
Was ficht ihn an der Welt Gered':
„Du kommst zu früh! Du kommst zu spät!"

URTHEILE DER MÜDEN

Der Sonne fluchen alle Matten;
Der Bäume Werth ist ihnen — Schatten.

NIEDERGANG

„Er sinkt, er fällt jetzt" — höhnt ihr hin und wieder;
die Wahrheit ist: er steigt zu euch hernieder!

Sein Ueberglück ward ihm zum Ungemach,
sein Ueberlicht geht eurem Dunkel nach.

GEGEN DIE GESETZE

Von heut an hängt an här'ner Schnur
um meinen Hals die Stunden-Uhr:
von heut an hört der Sterne Lauf,
Sonn', Hahnenschrei und Schatten auf,
und was mir je die Zeit verkünd't,
das ist jetzt stumm und taub und blind: —
es schweigt mir jegliche Natur
beim Tiktak von Gesetz und Uhr.

DER WEISE SPRICHT

Dem Volke fremd und nützlich doch dem Volke,
zieh' ich des Weges, Sonne bald, bald Wolke —
und immer *über* diesem Volke!

DEN KOPF VERLOREN

Sie hat jetzt Geist — wie kam's, dass sie ihn fand?
Ein Mann verlor durch sie jüngst den Verstand,
sein Kopf war reich vor diesem Zeitvertreibe:
zum Teufel gieng sein Kopf — nein! nein! zum Weibe!

FROMME WÜNSCHE

„Mögen alle Schlüssel doch
flugs verloren gehen,
und in jedem Schlüsselloch
sich der Dietrich drehen!"
Also denkt zu jeder Frist
Jeder, der — ein Dietrich ist.

MIT DEM FUSSE SCHREIBEN

Ich schreib' nicht mit der Hand allein:
der Fuss will stets mit Schreiber sein.
Fest, frei und tapfer läuft er mir
bald durch das Feld, bald durch's Papier.

„MENSCHLICHES, ALLZUMENSCHLICHES"

Ein Buch

Schwermüthig scheu, solang du rückwärts schaust,
der Zukunft trauend, wo du selbst dir traust:
oh Vogel, rechn' ich dich den Adlern zu?
Bist du Minervas Liebling U-hu-hu?

MEINEM LESER

Ein gut Gebiss und einen guten Magen —
diess wünsch' ich dir!
Und hast du erst mein Buch vertragen,
verträgst du dich gewiss mit mir!

DER REALISTISCHE MALER

„Treu die Natur und ganz!" — Wie fängt er's an:
wann wäre je Natur im Bilde *abgethan?*
Unendlich ist das kleinste Stück der Welt! —
Er malt zuletzt davon, was ihm *gefällt.*
Und was gefällt ihm? Was er malen *kann!*

DICHTER-EITELKEIT

Gebt mir Leim nur: denn zum Leime
find' ich selber mir schon Holz!
Sinn in vier unsinn'ge Reime
legen — ist kein kleiner Stolz!

WÄHLERISCHER GESCHMACK

Wenn man frei mich wählen liesse,
wählt' ich gern ein Plätzchen mir
mitten drin im Paradiese:
gerner noch — vor seiner Thür!

DIE KRUMME NASE

Die Nase schauet trutziglich
in's Land, der Nüster blähet sich —
drum fällst du, Nashorn ohne Horn,
mein stolzes Menschlein, stets nach vorn!
Und stets beisammen find't sich das:
gerader Stolz, gekrümmte Nas'.

DIE FEDER KRITZELT

Die Feder kritzelt: Hölle das!
bin ich verdammt zum Kritzeln-Müssen? —
So greif' ich kühn zum Dintenfass
und schreib' mit dicken Dintenflüssen.
Wie läuft das hin, so voll, so breit!
Wie glückt mir Alles, wie ich's treibe!
Zwar fehlt der Schrift die Deutlichkeit —
was thut's? Wer liest denn, was ich schreibe?

HÖHERE MENSCHEN

Der steigt empor — ihn soll man loben!
Doch jener kommt allzeit von Oben!
Der lebt dem Lobe selbst enthoben,
Der *ist* von Droben!

DER SKEPTIKER SPRICHT

Halb ist dein Leben um,
der Zeiger rückt, die Seele schaudert dir!
Lang schweift sie schon herum
und sucht und fand nicht — und sie zaudert hier?

Halb ist dein Leben um:
Schmerz war's und Irrthum, Stund' um Stund' dahier!
Was suchst du noch? *Warum?* — —
Diess eben such' ich — Grund um Grund dafür!

ECCE HOMO

Ja! Ich weiss, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!

STERNEN-MORAL

Vorausbestimmt zur Sternenbahn,
was geht dich, Stern, das Dunkel an?

Roll' selig hin durch diese Zeit!
Ihr Elend sei dir fremd und weit!

Der fernsten Welt gehört dein Schein!
Mitleid soll Sünde für dich sein!

Nur Ein Gebot gilt dir: sei rein!

MOTTO

zum „Sanctus Januarius“

Der du mit dem Flammenspeere
meiner Seele Eis zertheilt,
dass sie brausend nun zum Meere
ihrer höchsten Hoffnung eilt:
heller stets und stets gesunder,
frei im liebevollsten Muss: —
also preist sie deine Wunder,
schönster Januarius!

Genua, im Januar 1882.

LIEDER DES PRINZEN VOGELFREI

1882—1884

AN GOETHE

Das Unvergängliche
ist nur dein Gleichniss!
Gott, der Verfängliche,
ist Dichter-Erschleichniss ...

Welt-Rad, das rollende,
streift Ziel auf Ziel:
Noth — nennt's der Grollende,
der Narr nennt's — Spiel ...

Welt-Spiel, das herrische,
mischt Sein und Schein: —
das Ewig-Närrische
mischt *uns* hinein! ...

DICHTERS BERUFUNG

Als ich jüngst, mich zu erquicken,
unter dunklen Bäumen sass,
hört' ich ticken, leise ticken,
zierlich, wie nach Takt und Maass.
Böse wurd' ich, zog Gesichter, —
endlich aber gab ich nach,
bis ich gar, gleich einem Dichter,
selber mit im Tiktak sprach.

Wie mir so im Verse-Machen
Silb' um Silb' ihr Hopsa sprang,
musst' ich plötzlich lachen, lachen
eine Viertelstunde lang.
Du ein Dichter? Du ein Dichter?
Steht's mit deinem Kopf so schlecht?
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
achselzuckt der Vogel Specht.

Wessen harr' ich hier im Busche?
Wem doch laur' ich Räuber auf?
Ist's ein Spruch? Ein Bild? Im Husche
sitzt mein Reim ihm hintendrauf.
Was nur schlüpft und hüpft, gleich sticht der
Dichter sich's zum Vers zurecht.
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
achselzuckt der Vogel Specht.

Reime, mein' ich, sind wie Pfeile?
Wie das zappelt, zittert, springt,
Wenn der Pfeil in edle Theile
des Lacerten-Leibchens dringt!

Ach ihr sterbt dran, arme Wichter,
oder taumelt wie bezecht!
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter“
achselzuckt der Vogel Specht.

Schiefe Sprüchlein voller Eile,
trunkne Wörtlein, wie sich's drängt!
bis ihr alle, Zeil' an Zeile,
an der Tiktak-Kette hängt.
Und es giebt grausam Gelichter,
das diess — freut? Sind Dichter — schlecht?
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter“
achselzuckt der Vogel Specht.

Höhnst du, Vogel? Willst du scherzen?
Steht's mit meinem Kopf schon schlimm,
schlimmer stünd's mit meinem Herzen?
Fürchte, fürchte meinen Grimm! —
Doch der Dichter — Reime flicht er
selbst im Grimm noch schlecht und recht.
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter“
achselzuckt der Vogel Specht.

IM SÜDEN

So häng' ich denn auf krummem Aste
und schaukle meine Müdigkeit.
Ein Vogel lud mich her zu Gaste,
ein Vogelnest ist's, drin ich raste.
Wo bin ich doch? Ach, weit! Ach, weit!

Das weisse Meer liegt eingeschlafen,
und purpurn steht ein Segel drauf.
Fels, Feigenbäume, Thurm und Hafen,
Idylle rings, Geblök von Schafen, —
Unschuld des Südens, nimm mich auf!

Nur Schritt für Schritt — das ist kein Leben,
stets Bein vor Bein macht deutsch und schwer.
Ich hiess den Wind mich aufwärts heben,
ich lernte mit den Vögeln schweben, —
nach Süden flog ich über's Meer.

Vernunft? Verdriessliches Geschäfte!
Das bringt uns allzubald an's Ziel!
Im Fliegen lernt' ich, was mich äffte, —
schon fühl' ich Muth und Blut und Säfte
zu neuem Leben, neuem Spiel . . .

Einsam zu denken nenn' ich weise,
doch einsam singen — wäre dumm!
So hört ein Lied zu eurem Preise
und setzt euch still um mich im Kreise,
ihr schlimmen Vögelchen, herum!

So jung, so falsch, so umgetrieben
scheint ganz ihr mir gemacht zum Lieben
und jedem schönen Zeitvertreib?
Im Norden — ich gesteh's mit Zaudern —
liebt' ich ein Weibchen, alt zum Schaudern:
„die Wahrheit" hiess dies alte Weib ...

DIE FROMME BEPPA

So lang noch hübsch mein Leibchen,
lohnt sich's schon, fromm zu sein.
Man weiss, Gott liebt die Weibchen,
die hübschen obendrein.
Er wird's dem armen Mönchlein
gewisslich gern verzeih'n,
dass er, gleich manchem Mönchlein,
so gern will bei mir sein.

Kein grauer Kirchenvater!
Nein, jung noch und oft roth,
oft trotz dem grausten Kater
voll Eifersucht und Noth.
Ich liebe nicht die Greise,
er liebt die Alten nicht:
wie wunderlich und weise
hat Gott diess eingericht!

Die Kirche weiss zu leben,
sie prüft Herz und Gesicht.
Stets will sie mir vergeben, —
ja, wer vergiebt mir nicht!

Man lispelt mit dem Mündchen,
man knixt und geht hinaus,
und mit dem neuen Sündchen
löscht man das alte aus.

Gelobt sei Gott auf Erden,
der hübsche Mädchen liebt
und derlei Herzbeschwerden
sich selber gern vergiebt.
So lang noch hübsch mein Leibchen,
lohnt sich's schon, fromm zu sein:
als altes Wackelweibchen
mag mich der Teufel frei'n!

DER GEHEIMNISSVOLLE NACHEN

Gestern Nachts, als Alles schlief,
kaum der Wind mit ungewissen
Seufzern durch die Gassen lief,
gab mir Ruhe nicht das Kissen,
noch der Mohn, noch, was sonst tief
schlafen macht, — ein gut Gewissen.

Endlich schlug ich mir den Schlaf
aus dem Sinn und lief zum Strande.
Mondhell war's und mild, — ich traf
Mann und Kahn auf warmem Sande,
schläfrig beide, Hirt und Schaf: —
schläfrig stiess der Kahn vom Lande.

Eine Stunde, leicht auch zwei,
oder war's ein Jahr? — Da sanken
plötzlich mir Sinn und Gedanken
in ein ew'ges Einerlei,
und ein Abgrund ohne Schranken
that sich auf: — da war's vorbei!

— Morgen kam: auf schwarzen Tiefen
steht ein Kahn und ruht und ruht ...
Was geschah? so rief's, so riefen
Hundert bald: was gab es? Blut? — —
Nichts geschah! Wir schliefen, schliefen
Alle — ach, so gut! so gut!

LIEBESERKLÄRUNG

(bei der aber der Dichter in eine Grube fiel —)

Oh Wunder! Fliegt er noch?
Er steigt empor, und seine Flügel ruhn?
Was hebt und trägt ihn doch?
Was ist ihm Ziel und Zug und Zügel nun?

Gleich Stern und Ewigkeit
lebt er in Höh'n jetzt, die das Leben flieht,
mitleidig selbst dem Neid —:
und hoch flog, wer ihn auch nur schweben sieht!

Oh Vogel Albatross!
Zur Höhe treibt's mit ew'gem Triebe mich.
Ich dachte dein: da floss
mir Thrän' um Thräne, — ja, ich liebe dich!

LIED EINES THEOKRITISCHEN ZIEGENHIRTEN

Da lieg' ich, krank im Gedärm, —
mich fressen die Wanzen.
Und drüben noch Licht und Lärm!
Ich hör's, sie tanzen . . .

Sie wollte um diese Stund'
zu mir sich schleichen.
Ich warte wie ein Hund, —
es kommt kein Zeichen.

Das Kreuz, als sie's versprach?
Wie konnte sie lügen?
— Oder läuft sie Jedem nach,
wie meine Ziegen?

Woher ihr seidner Rock? —
Ah, meine Stolze?
Es wohnt noch mancher Bock
an diesem Holze?

— Wie kraus und giftig macht
verliebtes Warten!
So wächst bei schwüler Nacht
Giftpilz im Garten.

Die Liebe zehrt an mir
gleich sieben Uebeln, —
nichts mag ich essen schier.
Lebt wohl, ihr Zwiebeln!

Der Mond gieng schon in's Meer,
müd' sind alle Sterne,
grau kommt der Tag daher, —
ich stürbe gerne.

„DIESEN UNGEWISSEN SEELEN“

Diesen ungewissen Seelen
bin ich grimmig gram.
All ihr Ehren ist ein Quälen,
all ihr Lob ist Selbstverdruss und Scham.

Dass ich nicht an *ihrem* Stricke
ziehe durch die Zeit,
dafür grüsst mich ihrer Blicke
giftig-süsser hoffnungsloser Neid.

Möchten sie mir herzhaft fluchen
und die Nase drehn!
Dieser Augen hilflos Suchen
soll bei mir auf ewig irre gehn.

NARR IN VERZWEIFLUNG

Ach! Was ich schrieb auf Tisch und Wand
mit Narrenherz und Narrenhand,
das sollte Tisch und Wand mir zieren? . . .

Doch *ihr* sagt: „Narrenhände schmieren, —
und Tisch und Wand soll man purgiren,
bis auch die letzte Spur verschwand!“

Erlaubt! Ich lege Hand mit an —,
ich lernte Schwamm und Besen führen
als Kritiker, als Wassermann.

Doch, wenn die Arbeit abgethan,
säh' gern ich euch, ihr Ueberweisen,
mit Weisheit Tisch und Wand besch . . . . .

RIMUS REMEDIUM

Oder: wie kranke Dichter sich trösten

Aus deinem Munde,
du speichelflüssige Hexe Zeit,
tropft langsam Stund' auf Stunde.
Umsonst, dass all mein Ekel schreit:
„Fluch, Fluch dem Schlunde
der Ewigkeit!“

Welt — ist von Erz:
ein glühender Stier, — der hört kein Schrei'n.
Mit fliegenden Dolchen schreibt der Schmerz
mir in's Gebein:
„Welt hat kein Herz,
und Dummheit wär's, ihr gram drum sein!“

Giess' alle Mohne,
giess', Fieber! Gift mir in's Gehirn!
Zu lang schon prüfst du mir Hand und Stirn.
Was frägst du? Was? „Zu welchem — Lohne?"
— Ha! Fluch der Dirn'
und ihrem Hohne!

Nein! Komm zurück!
Draussen ist's kalt, ich höre regnen —
ich sollte dir zärtlicher begegnen?
— Nimm! Hier ist Gold: wie glänzt das Stück! —
Dich heissen „Glück"?
Dich, Fieber, segnen? —

Die Thür springt auf!
Der Regen sprüht nach meinem Bette!
Wind löscht das Licht, — Unheil in Hauf!
— Wer jetzt nicht hundert *Reime* hätte,
ich wette, wette,
der gienge drauf!

„MEIN GLÜCK"!

Die Tauben von San Marco seh' ich wieder:
still ist der Platz, Vormittag ruht darauf.
In sanfter Kühle schick' ich müssig Lieder
gleich Taubenschwärmen in das Blau hinauf —
und locke sie zurück,
noch einen Reim zu hängen in's Gefieder
— mein Glück! Mein Glück!

Du stilles Himmels-Dach, blau-licht, von Seide,
wie schwebst du schirmend ob des bunten Bau's,
den ich — was sag' ich? — liebe, fürchte, *neide* ...
die Seele wahrlich tränk' ich gern ihm aus!
Gäb' ich sie je zurück? —
Nein, still davon, du Augen-Wunderweide!
— mein Glück! Mein Glück!

Du strenger Thurm, mit welchem Löwendrange
stiegst du empor hier, siegreich, sonder Müh'!
Du überklingst den Platz mit tiefem Klange —:
französisch, wärst du sein accent aigu?
Blieb' ich gleich dir zurück,
ich wüsste, aus welch' seidenweichem Zwange ...
— mein Glück! Mein Glück!

Fort, fort, Musik! Lass erst die Schatten dunkeln
und wachsen bis zur braunen lauen Nacht!
Zum Tone ist's zu früh am Tag, noch funkeln
die Gold-Zierathen nicht in Rosen-Pracht,
noch blieb viel Tag zurück,
viel Tag für Dichten, Schleichen, Einsam-Munkeln
— mein Glück! Mein Glück!

NACH NEUEN MEEREN

Dorthin — *will* ich; und ich traue
mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, in's Blaue
treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit —:
nur *dein* Auge — ungeheuer
blickt mich's an, Unendlichkeit!

SILS-MARIA

Hier sass ich, wartend, wartend, — doch auf Nichts,
jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts

geniessend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.

Da, plötzlich, Freundin, wurde Eins zu Zwei —
— und Zarathustra gieng an mir vorbei . . .

AN DEN MISTRAL

Ein Tanzlied

Mistral-Wind, du Wolken-Jäger,
Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
brausender, wie lieb' ich dich!
Sind wir Zwei nicht Eines Schoosses
Erstlingsgabe, Eines Looses
Vorbestimmte ewiglich?

Hier auf glatten Felsenwegen
lauf' ich tanzend dir entgegen,
tanzend, wie du pfeifst und singst:
der du ohne Schiff und Ruder
als der Freiheit frei'ster Bruder
über wilde Meere springst.

Kaum erwacht, hört' ich dein Rufen,
stürmte zu den Felsenstufen,
hin zur gelben Wand am Meer.
Heil! da kamst du schon gleich hellen
diamantnen Stromesschnellen
sieghaft von den Bergen her.

Auf den ebnen Himmels-Tennen
sah ich deine Rosse rennen,
sah den Wagen, der dich trägt,
sah die Hand dir selber zücken,
wenn sie auf der Rosse Rücken
blitzesgleich die Geissel schlägt. —

Sah dich aus dem Wagen springen,
schneller dich hinabzuschwingen,

sah dich wie zum Pfeil verkürzt
senkrecht in die Tiefe stossen, —
wie ein Goldstrahl durch die Rosen
erster Morgenröthen stürzt.

Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken —
Heil, wer *neue* Tänze schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
frei — sei *unsre* Kunst geheissen,
fröhlich — *unsre* Wissenschaft!

Raffen wir von jeder Blume
eine Blüthe uns zum Ruhme
und zwei Blätter noch zum Kranz!
Tanzen wir gleich Troubadouren
zwischen Heiligen und Huren,
zwischen Gott und Welt den Tanz!

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
wer sich wickeln muss mit Binden,
angebunden, Krüppel-Greis,
wer da gleicht den Heuchel-Hänsen,
Ehren-Tölpeln, Tugend-Gänsen,
fort aus unsrem Paradeis!

Wirbeln wir den Staub der Strassen
allen Kranken in die Nasen,
scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
von dem Odem dürrer Brüste,
von den Augen ohne Muth!

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir . . . oh aller freien
Geister Geist, mit dir zu Zweien
braust mein Glück dem Sturme gleich. —

— Und dass ewig das Gedächtniss
solchen Glücks, nimm sein Vermächtniss,
nimm den *Kranz* hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
stürm' empor die Himmelsleiter,
häng' ihn — an den Sternen auf!

Spruchartiges

aus den Werken und Aufzeichnungen

der Jahre 1882—1886

LIEDER UND SINNSPRÜCHE

Takt als Anfang, Reim als Endung
und als Seele stets Musik:
solch ein göttliches Gequiek
nennt man Lied. Mit kürz'rer Wendung,
Lied heisst: „Worte als Musik".

Sinnspruch hat ein neu Gebiet:
er kann spotten, schwärmen, springen,
niemals kann der Sinnspruch singen;
Sinnspruch heisst: „Sinn ohne Lied". —

Darf ich euch von beidem bringen?

VORSICHT: GIFT!

Wer hier nicht lachen kann, soll hier nicht lesen!
Denn, lacht er nicht, fasst ihn „das böse Wesen"!

DAS NEUE TESTAMENT

Dies das heiligste Gebet-,
Wohl- und Wehe-Buch?
— Doch an seiner Pforte steht
Gottes Ehebruch!

BEIM ANBLICK EINES SCHLAFROCKS

Kam, trotz schlumpichtem Gewande,
einst der Deutsche zu Verstande,
weh, wie hat sich das gewandt!
Eingeknöpft in strenge Kleider,
überliess er seinem Schneider,
seinem Bismarck — den Verstand!

RÖMISCHER STOSSSEUFZER

Nur deutsch! Nicht teutsch! So will's jetzt deutsche Art.
Nur was den „Babst" betrifft, so bleibt sie — *hart!*

DER „ECHTE DEUTSCHE"

„Ô peuple des meilleurs Tartuffes,
„ich bleibe dir treu, gewiss!"
— Sprach's, und mit dem schnellsten Schiffe
fuhr er nach Kosmopolis.

JEDER BUCKEL KRÜMMT SICH SCHIEFER ...

Jeder Buckel krümmt sich schiefer,
jeder Christ treibt Juden-Schacher,
die Franzosen werden tiefer,
und die Deutschen — täglich flacher!

AN SPINOZA

Dem „Eins in Allem“ liebend zugewandt,
amore dei, selig aus Verstand —
Die Schuhe aus! welch dreimal heilig Land! —
— Doch unter dieser Liebe frass
ein heimlich glimmender Rachebrand:
am Judengott frass Judenhass ...
Einsiedler! hab' ich dich erkannt?

ARTHUR SCHOPENHAUER

Was er lehrte, ist abgethan,
was er lebte, wird bleiben stahn:
seht ihn nur an —
Niemandem war er unterthan!

AN RICHARD WAGNER

Der du an jeder Fessel krankst,
friedloser, unbefreiter Geist,
siegreicher stets und doch gebundener,
verekelt mehr und mehr, zerschundener,
bis du aus jedem Balsam Gift dir trankst —,
Weh! dass auch du am *Kreuze* niedersankst!
Auch du! auch du — ein Ueberwundener!

Vor diesem Schauspiel steh' ich lang,
Gefängniss athmend, Gram und Groll und Gruft,
dazwischen Weihrauch-Wolken, Kirchen-Duft,
mir fremd, mir schauerlich und bang.
Die Narrenkappe werf' ich tanzend in die Luft,
denn ich entsprang!

PARSIFAL-MUSIK

— Ist Das noch deutsch?
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Zerfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Hände-Spreizen,
dies weihrauchdüftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stürzen, Stocken, Taumeln,
dies zuckersüsse Bimbambaumeln?
dies Nonnen-Aeugeln, Ave-Glockenbimmeln,
dies ganze falsch verzückte Himmel-Ueberhimmeln? . . .

— Ist Das noch deutsch?
Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte . . .
Denn was ihr hört, ist *Rom,* —
Roms Glaube ohne Worte!

AN DIE JÜNGER DARWINS

Dieser braven Engeländer
mittelmässige Verständer
nehmt ihr als „Philosophie"?
Darwin neben Goethe setzen
heisst: *die Majestät verletzen* —
majestatem genii!

Heil euch, brave Karrenschieber,
stets „je länger, desto lieber",
steifer stets an Kopf und Knie,
unbegeistert, ungespässig,
unverwüstlich-mittelmässig,
sans génie et sans esprit!

DER EINSIEDLER SPRICHT

Gedanken *haben?* Gut! sie wollen mich zum Herrn.
Doch sich Gedanken *machen,* — das verlernt' ich gern!
Wer sich Gedanken macht, — den haben *sie,*
und dienen will ich nun und nie.

RATH ALS RÄTHSEL

Soll das Band nicht reissen,
musst du erst drauf beissen.

EPIKTETISCHER SPRUCH

Schicksal, ich *folge* dir! Und wollt' ich nicht,
ich müsst' es doch und unter Seufzen thun!

WER VIEL EINST ZU VERKÜNDEN HAT ...

Wer Viel einst zu verkünden hat,
schweigt viel in sich hinein.
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
muss lange — Wolke sein.

LEBENSREGELN

Das Leben gern zu leben,
musst du darüber steh'n!
Drum lerne dich erheben!
Drum lerne — abwärts seh'n!

* *

Den edelsten der Triebe
veredle mit Bedachtung:
zu jedem Kilo Liebe
nimm ein Gran Selbstverachtung!

DER SCHÖNSTE LEIB — EIN SCHLEIER NUR . .

Der schönste Leib — ein Schleier nur,
in den sich schamhaft — Schönres hüllt. —

RÄTHSEL

Löst mir das Räthsel, das dies Wort versteckt:
„Das Weib *erfindet,* wenn der Mann *entdeckt* — —"

DIE WELT STEHT NICHT STILL . . .

Die Welt steht nicht still,
Nacht liebt lichten Tag —
schön klingt dem Ohr „ich will",
schöner noch „ich mag".

SEINE GESELLSCHAFT ZU FINDEN WISSEN

Mit Witzbolden ist gut witzeln:
wer kitzeln will, ist leicht zu kitzeln.

HIER ROLLTE GOLD ...

Hier rollte Gold, hier spielte ich mit Golde —
in Wahrheit spielte Gold mit mir — *ich* rollte!

AUS DER TONNE DES DIOGENES

„Nothdurft ist billig, Glück ist ohne Preis:
drum sitz' ich statt auf Gold auf meinem Steiss."

TIMON SPRICHT

„Nicht zu freigebig: nur Hunde
sch ..... zu jeder Stunde!"

FÜR FALSCHE FREUNDE

Du stahlst, dein Auge ist nicht rein —
nur Einen Gedanken stahlst du? — Nein,
wer darf so frech bescheiden sein!
Nimm diese Handvoll obendrein —
nimm *all* mein Mein —
und friss dich *rein* daran, du Schwein!

SIEBEN WEIBS-SPRÜCHLEIN

Wie die längste Weile fleucht,
kommt ein Mann zu uns gekreucht!

Alter, ach! und Wissenschaft
giebt auch schwacher Tugend Kraft.

Schwarz Gewand und Schweigsamkeit
kleidet jeglich Weib — gescheidt.

Wem im Glück ich dankbar bin?
Gott — und meiner Schneiderin.

Jung: beblümtes Höhlenhaus.
Alt: ein Drache fährt heraus.

Edler Name, hübsches Bein,
Mann dazu: o wär' er mein!

Kurze Rede, langer Sinn —
Glatteis für die Eselin!

DAS WORT

Lebend'gem Worte bin ich gut:
das springt heran so wohlgemuth,
das grüsst mit artigem Genick,
ist lieblich selbst im Ungeschick,
hat Blut in sich, kann herzhaft schnauben,
kriecht dann zum Ohre selbst dem Tauben,
und ringelt sich und flattert jetzt,
und was es thut — das Wort ergetzt.

Doch bleibt das Wort ein zartes Wesen,
bald krank und aber bald genesen.
Willt ihm sein kleines Leben lassen,
musst du es leicht und zierlich fassen,
nicht plump betasten und bedrücken,
es stirbt oft schon an bösen Blicken —
und liegt dann da, so ungestalt,
so seelenlos, so arm und kalt,
sein kleiner Leichnam arg verwandelt,
von Tod und Sterben missgehandelt.

Ein todtes Wort — ein hässlich Ding,
ein klapperdürres Kling-Kling-Kling.
Pfui allen hässlichen Gewerben,
an denen Wort und Wörtchen sterben!

FREUND YORIK, MUTH! . . .

Freund Yorik, Muth!
Und wenn dich dein *Gedanke* quält,
wie jetzt er thut,
heiss' das nicht — „Gott"! Denn, weit gefehlt.
es ist ja nur dein eigen *Kind,*
dein Fleisch und Blut,
was dich da drangsalirt und quält,
dein kleiner Schelm und Thu-nicht-gut!
— Sieh zu, wie ihm die *Ruthe* thut!

Und kurz, Freund Yorik! Lass die düstre
Philosophie — und dass ich hier
noch einen Spruch als Medizin
und Haus-Rezept in's Ohr dir flüstre
— *mein* Mittel gegen solchen spleen! —:
„Wer seinen „Gott" liebt, züchtigt ihn."

EINSTMALS — ICH GLAUB', IM JAHR DES HEILES EINS —

Einstmals — ich glaub' im Jahr des Heiles Eins —
sprach die Sibylle, trunken sonder Weins:
„Weh, nun geht's schief!
„Verfall! Verfall! Nie sank die Welt so tief!
„Rom sank zur Hure und zur Huren-Bude,
„Roms Cäsar sank zum Vieh, Gott selbst — ward Jude!"

MUSIK DES SÜDENS

Nun ward mir Alles noch zu Theil,
was je mein Adler mir erschaute
— ob manche Hoffnung schon vergraute —:
es sticht dein Klang mich wie ein Pfeil,
der Ohren und der Sinne Heil,
das mir vom Himmel niederthaute.

O zög're nicht, nach südlichen Geländen,
glücksel'gen Inseln, griechischem Nymphenspiel
des Schiffs Begierde hinzuwenden —
kein Schiff fand je ein schöner Ziel!

AUS DEM PARADIESE

„Gut und Böse sind die Vorurtheile
Gottes" — sprach die Schlang' und floh in Eile.

VERDRUSS DES STOLZEN

Wer stolz ist, hasst sogar das Pferd,
das seinen Wagen vorwärts fährt.

DER STARKE

So wie jeder Sieger spricht,
sprachst du: „Zufall giebt es nicht!"

ENTSCHLUSS

Will weise sein, weil's *mir* gefällt,
und nicht auf fremden Ruf.
Ich lobe Gott, weil Gott die Welt
so dumm als möglich schuf.

Und wenn ich selber meine Bahn
so krumm als möglich lauf' —
der Weiseste fieng damit an,
der Narr — hört damit auf.

ALLE EWIGEN QUELL-BRONNEN ...

Alle ewigen Quell-Bronnen
quellen ewig hinan:
Gott selbst — hat er je begonnen?
Gott selbst — fängt er immer an?

SCHLUSSREIM

Eine ernste Kunst ist Lachen:
soll ich's morgen besser machen,
sagt mir: macht' ich's heute gut?
Kam der Funke stets vom Herzen?
Wenig taugt der Kopf zum Scherzen,
glüht im Herzen nicht die Gluth.

Gedichte

aus den Werken und Aufzeichnungen

der Jahre 1882—1888

AN DIE FREUNDSCHAFT

Freundschaft, Göttin,
höre gnädig das Lied,
das wir jetzt singen der Freundschaft!
Wohin auch blickt das Auge der Freunde,
übervoll vom Glücke der Freundschaft,
hilfreich nahst du uns,
Morgenroth im Blick,
und ewiger Jugend treues Pfand
in der heil'gen Rechten.

Heil dir, Freundschaft!
Meiner höchsten Hoffnung
erste Morgenröthe!
Ach, ohn' Ende
schien oft Pfad und Nacht mir,
alles Leben
ziellos und verhasst!
Zweimal will ich leben,
nun ich schau' in deiner Augen
Morgenglanz und Sieg,
Du liebste Göttin!

Heil dir, Freundschaft,
meines Schicksals Bürgin,
fernen Siegs Gewähr und Vorspiel!
Mag die Zukunft Schlimmstes bergen,
Schmerz und Qual und bittre Feindschaft.
Nimmer zag ich,
siegreich bleibt mein Leben,
glüht sein Abend einst unendlich
in deiner Sonne.

(1. Strophe 1874, die folgenden: 1882.)

AN DAS IDEAL

Wen liebt' ich so wie dich, geliebter Schatten!
Ich zog dich an mich, in mich — und seitdem
ward ich beinah zum Schatten, du zum Leibe.
Nur dass mein Auge unbelehrbar ist,
gewöhnt, die Dinge ausser sich zu sehen:
ihm bleibst du stets das ew'ge „Ausser-mir".
Ach, dieses Auge bringt mich ausser mich!

CAMPO SANTO DI STAGLIENO

Oh Mädchen, das dem Lamme
das zarte Fellchen kraut,
dem beides, Licht und Flamme,
aus beiden Augen schaut,
du lieblich Ding zum Scherzen,
du Liebling weit und nah,
so fromm, so mild von Herzen,
Amorosissima!

Was riss so früh die Kette?
wer hat dein Herz betrübt?
Und liebtest du, wer hätte
dich nicht genug geliebt? —
Du schweigst — doch sind die Thränen
den milden Augen nah: —
du schwiegst — und starbst vor Sehnen,
Amorosissima!

„PIA, CARITATEVOLE, AMOROSISSIMA“

[Vorstufe des vorigen Gedichtes]

Dich lieb' ich, Gräbergrotte!
dich Marmor-Lügnerei!
Ihr macht zum frei'sten Spotte
mir stets die Seele frei.
Nur heute — steh' ich, weine,
lass' meinen Thränen Lauf
vor dir, du Bild im Steine,
vor dir, du Wort darauf.

Und — niemand braucht's zu wissen —
dies Bild — ich küsst' es schon.
Es giebt so viel zu küssen:
seit wann küsst man denn — Thon?
Wer *das* zu deuten wüsste!
Wie? Ich ein Grabstein-Narr!
Denn, ich gesteh's, ich küsste
das lange Wort sogar.

DIE KLEINE BRIGG, GENANNT „DAS ENGELCHEN“

Engelchen: so nennt man mich —
jetzt ein Schiff, dereinst ein Mädchen,
ach, noch immer sehr ein Mädchen!
Denn es dreht um Liebe sich
stets mein feines Steuerrädchen.

Engelchen: so nennt man mich —
bin geschmückt mit hundert Fähnchen,
und das schönste Kapitänchen
bläht an meinem Steuer sich,
als das hundert-erste Fähnchen.

Engelchen: so nennt man mich —
überallhin, wo ein Flämmchen
für mich glüht, lauf' ich, ein Lämmchen,
meinen Weg sehnsüchtiglich:
immer war ich solch ein Lämmchen.

Engelchen: so nennt man mich —
glaubt ihr wohl, dass wie ein Hündchen
bell'n ich kann und dass mein Mündchen
Dampf und Feuer wirft um sich?
Ach, des Teufels ist mein Mündchen!

Engelchen: so nennt man mich —
sprach ein bitterböses Wörtchen
einst, dass schnell zum letzten Oertchen
mein Geliebtester entwich:
ja, er starb an diesem Wörtchen!

Engelchen: so nennt man mich —
kaum gehört, sprang ich vom Klippchen
in den Grund und brach ein Rippchen,
dass die liebe Seele wich:
ja, sie wich durch dieses Rippchen!

Engelchen: so nennt man mich —
meine Seele, wie ein Kätzchen,
that eins, zwei, drei, vier, fünf Sätzchen,
schwang dann in dies Schiffchen sich —
ja, sie hat geschwinde Tätzchen.

Engelchen: so nennt man mich —
jetzt ein Schiff, dereinst ein Mädchen,
ach, noch immer sehr ein Mädchen!
Denn es dreht um Liebe sich
stets mein feines Steuerrädchen.

MÄDCHEN-LIED

Gestern, Mädchen, ward ich weise,
gestern ward ich siebzehn Jahr: —
und dem gräulichsten der Greise
gleich' ich nun — doch nicht auf's Haar!

Gestern kam mir ein Gedanke,
— ein Gedanke? Spott und Hohn!
Kam euch jemals ein Gedanke?
Ein Gefühlchen eher schon!

Selten, dass ein Weib zu denken
wagt, denn alte Weisheit spricht:
„Folgen soll das Weib, nicht lenken;
„denkt sie, nun dann folgt sie nicht."

Was sie noch sagt, glaubt' ich nimmer;
wie ein Floh, so springt's, so sticht's!
„Selten denkt das Frauenzimmer,
„denkt es aber, taugt es Nichts!"

Alter hergebrachter Weisheit
meine schönste Reverenz!
Hört jetzt meiner neuen Weisheit
allerneuste Quintessenz!

Gestern sprach's in mir, wie's immer
in mir sprach — nun hört mich an:
„Schöner ist das Frauenzimmer,
interessanter ist — der Mann!"

DESPERAT

Fürchterlich sind meinem Sinn
spuckende Gesellen!
Lauf' ich schon, wo lauf' ich hin?
Spring' ich in die Wellen?

Alle Münder stets gespitzt,
gurgelnd alle Kehlen,
Wand und Boden stets bespritzt —
Fluch auf Speichelseelen!

Lieber lebt' ich schlecht und schlicht
vogelfrei auf Dächern,
lieber unter Diebsgezücht,
Eid- und Ehebrechern!

Fluch der Bildung, wenn sie speit!
Fluch dem Tugendbunde!
Auch die reinste Heiligkeit
trägt nicht Gold im Munde.

„DER WANDERER UND SEIN SCHATTEN"

Ein Buch

Nicht mehr zurück? Und nicht hinan?
Auch für die Gemse keine Bahn?

So wart' ich hier und fasse fest,
was Aug' und Hand mich fassen lässt!

Fünf Fuss breit Erde, Morgenroth,
und *unter* mir — Welt, Mensch und Tod!

„DIE FRÖHLICHE WISSENSCHAFT“

Dies ist kein Buch: was liegt an Büchern!
an diesen Särgen und Leichentüchern!
Vergangnes ist der Bücher Beute:
doch hierin lebt ein ewig *Heute.*

[Zweite Fassung]

Dies ist kein Buch: was liegt an Büchern!
Was liegt an Särgen und Leichentüchern!
Dies ist ein Wille, dies ist ein Versprechen,
dies ist ein letztes Brücken-Zerbrechen,
dies ist ein Meerwind, ein Anker-Lichten,
ein Räder-Brausen, ein Steuer-Richten;
es brüllt die Kanone, weiss dampft ihr Feuer,
es lacht das Meer, das Ungeheuer!

DER NEUE COLUMBUS

Freundin! — sprach Columbus — traue
keinem Genuesen mehr!
Immer starrt er in das Blaue —
Fernstes lockt ihn allzusehr!

Fremdestes ist nun mir theuer!
Genua — das sank, das schwand!
Herz, bleib' kalt! Hand, halt' das Steuer!
Vor mir Meer — und Land? — und Land? — —

Stehen fest wir auf den Füssen!
Nimmer können wir zurück!
Schau' hinaus: von fernher grüssen
uns Ein Tod, Ein Ruhm, Ein Glück!

DREI BRUCHSTÜCKE

1.

Glück, oh Glück, du schönste Beute!
immer nah, nie nah genung,
immer morgen, nur nicht heute, —
ist dein Jäger dir zu jung?
Bist du wirklich Pfad der Sünde,
aller Sünden
lieblichste Versündigung?

2.

Fern brummt der Donner über's Land,
der Regen tropft und tropft:
geschwätzig früh schon, der Pedant,
dem Nichts das Maul mehr stopft.

Kaum schielt der Tag durch's Fenster mir,
und schon die Litanei!
Das predigt, plätschert für und für,
wie Alles — eitel sei.

3.

Der Tag klingt ab, es gilbt sich Glück und Licht,
Mittag ist ferne.
Wie lange noch? Dann kommen Mond und Sterne
und Wind und Reif: nun säum' ich länger nicht,
der Frucht gleich, die ein Hauch vom Baume bricht.

MITLEID HIN UND HER

1. Vereinsamt

Die Krähen schrei'n
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnei'n, —
wohl Dem, der jetzt noch — Heimat hat!

Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist du Narr
vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Thor
zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer Das verlor,
was du verlorst, macht nirgends Halt.

Nun stehst du bleich,
zur Winter-Wanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg', Vogel, schnarr'
dein Lied im Wüstenvogel-Ton! —
Versteck', du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrei'n
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnei'n, —
weh dem, der keine Heimat hat!

2. Antwort

Dass Gott erbarm'!
Der meint, ich sehnte mich zurück
in's deutsche Warm,
in's dumpfe deutsche Stuben-Glück!

Mein Freund, was hier
mich hemmt und hält, ist *dein* Verstand,
Mitleid mit *dir!*
Mitleid mit deutschem Quer-Verstand!

VENEDIG

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die Dämm'rung hinaus . . .

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte Jemand ihr zu? . . .

1888.

DER HALKYONIER

So sprach ein Weib voll Schüchternheit
zu mir im Morgenschein:
„Bist schon du selig vor Nüchternheit,
„wie selig wirst du — trunken sein!“

AN HAFIS

(Trinkspruch; Frage eines Wassertrinkers)

Die Schenke, die du dir gebaut,
ist grösser als jedes Haus,
die Tränke, die du drin gebraut,
die trinkt die Welt nicht aus.
Der Vogel, der einst Phönix war,
der wohnt bei dir zu Gast,
die Maus, die einen Berg gebar,
die — bist du selber fast!

Bist Alles und Keins, bist Schenke und Wein,
bist Phönix, Berg und Maus,
fällst ewiglich in dich hinein,
fliegst ewig aus dir hinaus —
bist aller Höhen Versunkenheit,
bist aller Tiefen Schein,
bist aller Trunknen Trunkenheit
— wozu, wozu *dir* — Wein?

BAUM IM HERBST

Was habt ihr plumpen Tölpel mich gerüttelt,
als ich in seliger Blindheit stand!
Nie hat ein Schreck grausamer mich geschüttelt,
— mein Traum, mein goldner Traum entschwand.

Naschbären ihr mit Elephanten-Rüsseln,
macht man nicht höflich erst: Klopf! Klopf?
Vor Schrecken warf ich euch die Schüsseln
goldreifer Früchte — an den Kopf.

PINIE UND BLITZ

Hoch wuchs ich über Mensch und Thier;
und sprech' ich — Niemand spricht mit mir.

Zu einsam wuchs ich und zu hoch —
ich warte: worauf wart' ich doch?

Zu nah' ist mir der Wolken Sitz, —
ich warte auf den ersten Blitz.

DER EINSAMSTE

(Bruchstück)

Nun, da der Tag
des Tages müde ward, und aller Sehnsucht Bäche
von Neuem Trost plätschern,
auch alle Himmel, aufgehängt in Gold-Spinnnetzen
zu jedem Müden sprechen: „ruhe nun!“ —
was ruhst du nicht, du dunkles Herz,
was stachelt dich zu fusswunder Flucht ....
wess harrest du?

UNTER FEINDEN

(Nach einem Zigeuner-Sprüchwort)

Dort der Galgen, hier die Stricke
und des Henkers rother Bart.
Volk herum und gift'ge Blicke —
Nichts ist neu dran meiner Art!
Kenne dies aus hundert Gängen,
schrei's euch lachend in's Gesicht:
„Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
„Sterben? Sterben kann ich nicht!"

Bettler ihr! Denn euch zum Neide
ward mir, was ihr — nie erwerbt:
zwar ich leide, zwar ich leide —,
aber ihr — ihr sterbt, ihr sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
bin ich Athem, Dunst und Licht —
„Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
„Sterben? Sterben kann ich nicht!"

AUS HOHEN BERGEN

Nachgesang

(zu „Jenseits von Gut und Böse")

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
Oh Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: —
der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit.
Wo bleibt ihr, Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

War's nicht für euch, dass sich des Gletschers Grau
heut' schmückt mit Rosen?
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stossen
sich Wind und Wolke höher heut' in's Blau,
nach euch zu spähn aus fernster Vogel-Schau.

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt: —
wer wohnt den Sternen
so nahe, wer des Abgrunds grausten Fernen?
Mein Reich — welch' Reich hat weiter sich gereckt?
Und meinen Honig — wer hat ihn geschmeckt? .....

— Da *seid* ihr, Freunde! — Weh, doch *ich* bin's nicht,
zu dem ihr wolltet!
Ihr zögert, staunt — ach, dass ihr lieber grolltet!
Ich — bin's nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und *was* ich bin, euch Freunden — bin ich's nicht?

Ein Andrer ward ich? und mir selber fremd?
mir selbst entsprungen?
ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen?
zu oft sich gegen eigne Kraft gestemmt,
durch eignen Sieg verwundet und gehemmt?

Ich suchte, wo der Wind am schärfsten weht?
Ich lernte wohnen,
wo Niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet?
ward zum Gespenst, das über Gletscher geht?

— Ihr alten Freunde! Seht! Nun blickt ihr bleich,
voll Lieb' und Grausen!
Nein, geht! Zürnt nicht! Hier — könntet *ihr nicht* hausen:
hier zwischen fernstem Eis- und Felsenreich —
hier muss man Jäger sein und gemsengleich.

Ein *schlimmer* Jäger ward ich! — Seht, wie steil
gespannt mein Bogen!
Der Stärkste war's, der solchen Zug gezogen — —:
doch wehe nun! Gefährlich ist *der* Pfeil,
wie *kein* Pfeil, — fort von hier! Zu eurem Heil! . . . . .

Ihr wendet euch? — Oh Herz, du trugst genung,
stark blieb dein Hoffen:
halt' *neuen* Freunden deine Thüren offen!
Die alten lass! Lass die Erinnerung!
Warst einst du jung, jetzt — bist du besser jung!

Was je uns knüpfte, Einer Hoffnung Band, —
wer liest die Zeichen,
die Liebe einst hineinschrieb, noch, die bleichen?
Dem Pergament vergleich ich's, das die Hand
zu fassen *scheut,* — ihm gleich verbräunt, verbrannt.

Nicht Freunde mehr, das sind — wie nenn' ich's doch? —
nur Freunds-Gespenster!
Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenster,
das sieht mich an und spricht: „wir *waren's* doch?"
— Oh welkes Wort, das einst wie Rosen roch!

Oh Jugend-Sehnen, das sich missverstand!
Die *ich* ersehnte,
die ich mir selbst verwandt-verwandelt wähnte,
dass *alt* sie wurden, hat sie weggebannt: —
Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.

Oh Lebens Mittag! Zweite Jugendzeit!
Oh Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
der *neuen* Freunde! Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

Dies Lied ist aus, — der Sehnsucht süsser Schrei
erstarb im Munde:
ein Zaubrer that's, der Freund zur rechten Stunde,
der Mittags-Freund — nein! fragt nicht, wer es sei —
um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei .....

Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiss,
das Fest der Feste:
Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste!
Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riss,
die Hochzeit kam für Licht und Finsterniss ....:

Zarathustra-Lieder

1883–1885

DAS NACHTLIED

Nacht ist es:
nun reden lauter alle springenden Brunnen.
Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es:
nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden.
Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir;
das will laut werden.
Eine Begierde nach Liebe ist in mir,
die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich:
ach, dass ich Nacht wäre!
Aber diess ist meine Einsamkeit,
dass ich von Licht umgürtet bin.

Ach, dass ich dunkel wäre und nächtig!
Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!

Und euch selber wollte ich noch segnen,
ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben!
— und selig sein ob eurer Licht-Geschenke.

Aber ich lebe in meinem eignen Lichte,
ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht;
und oft träumte mir davon,
dass Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen.

Das ist meine Armuth,
dass meine Hand niemals ausruht vom Schenken;
das ist mein Neid,
dass ich wartende Augen sehe
und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

Oh Unseligkeit aller Schenkenden!
Oh Verfinsterung meiner Sonne!
Oh Begierde nach Begehren!
Oh Heisshunger in der Sättigung!

Sie nehmen von mir:
aber rühre ich noch an ihre Seele?
Eine Kluft ist zwischen Geben und Nehmen;
und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit:
wehethun möchte ich Denen, welchen ich leuchte,
berauben möchte ich meine Beschenkten:
— also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehend,
wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt;
dem Wasserfalle gleich zögernd, der noch im Sturze zögert:
— also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus:
solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken,
meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Ueberflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist,
dass er die Scham verliere; wer immer austheilt,
dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austheilen.

Mein Auge quillt nicht mehr über
vor der Scham der Bittenden;
meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohin kam die Thräne meinem Auge
und der Flaum meinem Herzen?
Oh Einsamkeit aller Schenkenden!
Oh Schweigsamkeit aller Leuchtenden!

Viel Sonnen kreisen im öden Raume:
zu Allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Lichte,
— mir schweigen sie.

Oh, diess ist die Feindschaft des Lichts gegen Leuchtendes:
erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.

Unbillig gegen Leuchtendes im tiefsten Herzen,
kalt gegen Sonnen, —
also wandelt jede Sonne.

Einem Sturme gleich fliegen die Sonnen ihre Bahnen,
das ist ihr Wandeln.
Ihrem unerbittlichen Willen folgen sie,
das ist ihre Kälte.

Oh, ihr erst seid es, ihr Dunklen, ihr Nächtigen,
die ihr Wärme schafft aus Leuchtendem!
Oh, ihr erst trinkt euch Milch und Labsal
aus des Lichtes Eutern!

Ach, Eis ist um mich,
meine Hand verbrennt sich an Eisigem!
Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach eurem Durste!

Nacht ist es:
ach, dass ich Licht sein muss!
Und Durst nach Nächtigem!
Und Einsamkeit!

Nacht ist es:
nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen,
— nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es:
nun reden lauter alle springenden Brunnen.
Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es:
nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden.
Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. —

Also sang Zarathustra.

DAS TANZLIED

In dein Auge schaute ich jüngst, oh Leben!
Und in's Unergründliche schien ich mir da zu sinken.

Aber du zogst mich mit goldner Angel heraus;
spöttisch lachtest du, als ich dich unergründlich nannte.

„So geht die Rede aller Fische, sprachst du;
was *sie* nicht ergründen, ist unergründlich.

Aber veränderlich bin ich nur und wild
und in Allem ein Weib, und kein tugendhaftes:

Ob ich schon euch Männern „die Tiefe" heisse
oder „die Treue", „die Ewige", „die Geheimnissvolle".

Doch ihr Männer
beschenkt uns stets mit den eignen Tugenden
— ach, ihr Tugendhaften"!

Also lachte sie, die Unglaubliche;
aber ich glaube ihr niemals und ihrem Lachen,
wenn sie bös von sich selber spricht.

Und als ich unter vier Augen
mit meiner wilden Weisheit redete,
sagte sie mir zornig: „Du willst, du begehrst, du liebst,
darum allein *lobst* du das Leben!"

Fast hätte ich da bös geantwortet
und der Zornigen die Wahrheit gesagt;
und man kann nicht böser antworten,
als wenn man seiner Weisheit „die Wahrheit sagt".

So nämlich steht es zwischen uns Dreien.
Von Grund aus liebe ich nur das Leben
— und, wahrlich, am meisten dann, wenn ich es hasse!

Dass ich aber der Weisheit gut bin und oft zu gut:
das macht, sie erinnert mich gar sehr an das Leben!

Sie hat ihr Auge,
ihr Lachen und sogar ihr gold'nes Angelrüthchen:
was kann ich dafür, dass die Beiden sich so ähnlich seh'n?

Und als mich einmal das Leben fragte:
Wer ist denn Das, die Weisheit?
— da sagte ich eifrig: „Ach ja, die Weisheit!

Man dürstet um sie und wird nicht satt,
man blickt durch Schleier, man hascht durch Netze.

Ist sie schön? Was weiss ich!
Aber die ältesten Karpfen werden noch mit ihr geködert.

Veränderlich ist sie und trotzig;
oft sah ich sie sich die Lippe beissen
und den Kamm wider ihres Haares Strich führen.

Vielleicht ist sie böse und falsch,
und in Allem ein Frauenzimmer;
aber wenn sie von sich selber schlecht spricht,
da gerade verführt sie am meisten."

Als ich diess zu dem Leben sagte,
da lachte es boshaft und machte die Augen zu.
„Von wem redest du doch? sagte es, wohl von mir?

Und wenn du Recht hättest, —
sagt man *das* mir so in's Gesicht!
Aber nun sprich doch auch von deiner Weisheit!"

Ach, und nun machtest du wieder dein Auge auf,
oh geliebtes Leben!
Und in's Unergründliche schien ich mir wieder zu sinken. —

Also sang Zarathustra.

„Dort ist die Gräberinsel, die schweigsame;
dort sind auch die Gräber meiner Jugend.
Dahin will ich einen immergrünen Kranz des Lebens tragen."

Also im Herzen beschliessend fuhr ich über das Meer. —

Oh ihr, meiner Jugend Gesichte und Erscheinungen!
Oh, ihr Blicke der Liebe alle, ihr göttlichen Augenblicke!
Wie starbt ihr mir so schnell!
Ich gedenke eurer heute wie meiner Todten.

Von euch her, meinen liebsten Todten,
kommt mir ein süsser Geruch,
ein herz- und thränenlösender.
Wahrlich, er erschüttert und löst das Herz
dem einsam Schiffenden.

Immer noch bin ich der Reichste und Bestzubeneidende
— ich der Einsamste!
Denn ich *hatte* euch doch, und ihr habt mich noch:
sagt, wem fielen, wie mir, solche Rosenäpfel vom Baume?

Immer noch bin ich eurer Liebe Erbe und Erdreich,
blühend zu eurem Gedächtnisse von bunten wildwachsenen
Tugenden,
oh ihr Geliebtesten!

Ach, wir waren gemacht, einander nahe zu bleiben,
ihr holden fremden Wunder;
und nicht schüchternen Vögeln gleich
kamt ihr zu mir und meiner Begierde
— nein, als Trauende zu dem Trauenden!

Ja, zur Treue gemacht, gleich mir,
und zu zärtlichen Ewigkeiten:
muss ich nun euch nach eurer Untreue heissen,
ihr göttlichen Blicke und Augenblicke:
keinen anderen Namen lernte ich noch.

Wahrlich, zu schnell starbt ihr mir, ihr Flüchtlinge.
Doch floht ihr mich nicht, noch floh ich euch:
unschuldig sind wir einander in unsrer Untreue.

Mich zu tödten, erwürgte man euch,
ihr Singvögel meiner Hoffnungen!
Ja, nach euch, ihr Liebsten, schoss immer die Bosheit Pfeile
— mein Herz zu treffen!

Und sie traf!
Wart ihr doch stets mein Herzlichstes,
mein Besitz und mein Besessen-sein:
darum musstet ihr jung sterben und allzu frühe.

Nach dem Verwundbarsten, das ich besass,
schoss man den Pfeil:
das waret ihr, denen die Haut einem Flaume gleich ist
und mehr noch dem Lächeln, das an einem Blick erstirbt!

Aber diess Wort will ich zu meinen Feinden reden:
was ist alles Menschen-Morden gegen Das,
was ihr mir thatet!

Böseres thatet ihr mir, als aller Menschen-Mord ist;
Unwiederbringliches nahmt ihr mir:
— also rede ich zu euch, meine Feinde!

Mordetet ihr doch meiner Jugend Gesichte
und liebste Wunder!
Meine Gespielen nahmt ihr mir, die seligen Geister!
Ihrem Gedächtnisse
lege ich diesen Kranz und diesen Fluch nieder.

Diesen Fluch gegen euch, meine Feinde!
Machtet ihr doch mein Ewiges kurz,
wie ein Ton zerbricht in kalter Nacht!
Kaum als Aufblinken göttlicher Augen
kam es mir nur, — als Augenblick!

Also sprach zur guten Stunde einst meine Reinheit:
„göttlich sollen mir alle Wesen sein".

Da überfielt ihr mich mit schmutzigen Gespenstern;
ach, wohin floh nun jene gute Stunde!

„Alle Tage sollen mir heilig sein,"
so redete einst die Weisheit meiner Jugend:
wahrlich, einer fröhlichen Weisheit Rede!

Aber da stahlt ihr Feinde mir meine Nächte
und verkauftet sie zu schlafloser Qual:
ach, wohin floh nun jene fröhliche Weisheit?

Einst begehrte ich nach glücklichen Vogelzeichen:
da führtet ihr mir ein Eulen-Unthier über den Weg,
ein widriges.
Ach, wohin floh da meine zärtliche Begierde?

Allem Ekel gelobte ich einst zu entsagen:
da verwandeltet ihr meine Nahen und Nächsten in Eiterbeulen.
Ach, wohin floh da mein edelstes Gelöbniss?

Als Blinder gieng ich einst selige Wege:
da warft ihr Unflath auf den Weg des Blinden:
und nun ekelt ihn des alten Blinden-Fusssteigs.

Und als ich mein Schwerstes that
und meiner Ueberwindungen Sieg feierte:
da machtet ihr Die, welche mich liebten, schrein,
ich thue ihnen am wehesten.

Wahrlich, das war immer euer Thun:
ihr vergälltet mir meinen besten Honig
und den Fleiss meiner besten Bienen.

Meiner Mildthätigkeit sandtet ihr immer
die frechsten Bettler zu;
um mein Mitleiden drängtet ihr immer
die unheilbar Schamlosen.
So verwundetet ihr meine Tugenden in ihrem Glauben.

Und legte ich noch mein Heiligstes zum Opfer hin:
flugs stellte eure „Frömmigkeit“ ihre fetteren Gaben dazu:
also dass im Dampfe eures Fettes
noch mein Heiligstes erstickte.

Und einst wollte ich tanzen, wie nie ich noch tanzte:
über alle Himmel weg wollte ich tanzen.
Da überredetet ihr meinen liebsten Sänger.

Und nun stimmte er eine schaurige, dumpfe Weise an;
ach, er tutete mir wie ein düsteres Horn zu Ohren!

Mörderischer Sänger, Werkzeug der Bosheit, Unschuldigster!
Schon stand ich bereit zum besten Tanze:
da mordetest du mit deinen Tönen meine Verzückung!

Nur im Tanze weiss ich
der höchsten Dinge Gleichniss zu reden:
— und nun blieb mir mein höchstes Gleichniss
ungeredet in meinen Gliedern!

Ungeredet und unerlöst blieb mir die höchste Hoffnung!
Und es starben mir
alle Gesichte und Tröstungen meiner Jugend!

Wie ertrug ich's nur?
Wie verwand und überwand ich solche Wunden?
Wie erstand meine Seele wieder aus diesen Gräbern?

Ja, ein Unverwundbares, Unbegrabbares ist an mir,
ein Felsensprengendes: das heisst *mein Wille.*
Schweigsam schreitet es und unverändert durch die Jahre.

Seinen Gang will er gehn auf meinen Füssen,
mein alter Wille;
herzenshart ist ihm der Sinn und unverwundbar.

Unverwundbar bin ich allein an meiner Ferse.
Immer noch lebst du da und bist dir gleich, Geduldigster!
Immer noch brachst du dich durch alle Gräber!

In dir lebt auch noch das Unerlöste meiner Jugend;
und als Leben und Jugend sitzest du hoffend hier
auf gelben Grab-Trümmern.

Ja, noch bist du mir aller Gräber Zertrümmerer:
Heil dir, mein Wille!
Und nur wo Gräber sind, giebt es Auferstehungen. —

Also sang Zarathustra.

DAS ANDERE TANZLIED

„In dein Auge schaute ich jüngst, oh Leben:
Gold sah ich in deinem Nacht-Auge blinken,
— mein Herz stand still vor dieser Wollust:

— einen goldenen Kahn sah ich blinken
auf nächtigen Gewässern,
einen sinkenden, trinkenden, wieder winkenden
goldenen Schaukel-Kahn!

Nach meinem Fusse, dem tanzwüthigen,
warfst du einen Blick,
einen lachenden, fragenden, schmelzenden Schaukel-Blick:

Zwei Mal nur regtest du deine Klapper mit kleinen Händen
— da schaukelte schon mein Fuss vor Tanz-Wuth. —

Meine Fersen bäumten sich,
meine Zehen horchten, dich zu verstehen:
trägt doch der Tänzer sein Ohr — in seinen Zehen!

Zu dir hin sprang ich:
da flohst du zurück vor meinem Sprunge;
und gegen mich züngelte
deines fliehenden fliegenden Haar's Zunge!

Von dir weg sprang ich und von deinen Schlangen:
da standst du schon, halbgewandt, das Auge voll Verlangen.

Mit krummen Blicken — lehrst du mich krumme Bahnen;
auf krummen Bahnen lernt mein Fuss — Tücken!

Ich fürchte dich Nahe, ich liebe dich Ferne;
deine Flucht lockt mich, dein Suchen stockt mich:
— ich leide, aber was litt ich um dich nicht gerne!

Deren Kälte zündet, deren Hass verführt,
deren Flucht bindet, deren Spott — rührt:

— wer hasste dich nicht, dich grosse Binderin,
Umwinderin, Versucherin, Sucherin, Finderin!
Wer liebte dich nicht, dich unschuldige,
ungeduldige, windseilige, kindsäugige Sünderin!

Wohin ziehst du mich jetzt, du Ausbund und Unband?
Und jetzt fliehst du mich wieder,
du süsser Wildfang und Undank!

Ich tanze dir nach, ich folge dir auch auf geringer Spur.
Wo bist du? Gieb mir die Hand!
Oder einen Finger nur!

Hier sind Höhlen und Dickichte:
wir werden uns verirren! — Halt! Steh still!
siehst du nicht Eulen und Fledermäuse schwirren?

Du Eule! Du Fledermaus!
Du willst mich äffen? Wo sind wir?
Von den Hunden lerntest du diess Heulen und Kläffen.

Du fletschest mich lieblich an mit weissen Zähnlein,
deine bösen Augen springen gegen mich
aus lockichtem Mähnlein!

Das ist ein Tanz über Stock und Stein:
ich bin der Jäger,
— willst du mein Hund oder meine Gemse sein?

Jetzt neben mir! Und geschwind, du boshafte Springerin!
Jetzt hinauf! Und hinüber!
— Wehe! da fiel ich selber im Springen hin!

Oh sieh mich liegen, du Uebermuth, und um Gnade flehn!
Gerne möchte ich mit dir — lieblichere Pfade gehn!

— der Liebe Pfade durch stille bunte Büsche!
Oder dort den See entlang:
da schwimmen und tanzen Goldfische!

Du bist jetzt müde?
da drüben sind Schafe und Abendröthen:
ist es nicht schön, zu schlafen, wenn Schäfer flöten?

Du bist so arg müde?
Ich trage dich hin, lass nur die Arme sinken!
Und hast du Durst, — ich hätte wohl Etwas,
aber dein Mund will es nicht trinken! —

— Oh diese verfluchte flinke gelenke Schlange
und Schlupf-Hexe!
Wo bist du hin? Aber im Gesicht fühle ich
von deiner Hand zwei Tupfen und rothe Klexe!

Ich bin es wahrlich müde,
immer dein schafichter Schäfer zu sein!
Du Hexe, habe ich dir bisher gesungen,
nun sollst *du* mir — schrein!

Nach dem Takt meiner Peitsche sollst du mir tanzen
und schrein!
Ich vergass doch die Peitsche nicht?
— Nein!“ —

DAS TRUNKENE LIED

Oh Mensch! Gieb Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief —,
Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —,
Die Welt ist tief,
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh —,
Lust — tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —,
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

DIE SIEBEN SIEGEL

(Oder: Das Ja- und Amen-Lied)

1.

Wenn ich ein Wahrsager bin
und voll jenes wahrsagerischen Geistes,
der auf hohem Joche zwischen zwei Meeren wandelt, —

zwischen Vergangenem und Zukünftigem
als schwere Wolke wandelt,
— schwülen Niederungen feind und Allem, was müde ist
und nicht sterben noch leben kann:

zum Blitze bereit im dunklen Busen
und zum erlösenden Lichtstrahle,
schwanger von Blitzen, die Ja! sagen, Ja! lachen,
zu wahrsagerischen Blitzstrahlen: —

— selig aber ist der also Schwangere!
Und wahrlich,
lange muss als schweres Wetter am Berge hängen,
wer einst das Licht der Zukunft zünden soll! —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein
und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
— dem Ring der Wiederkunft!

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dieses Weib, das ich liebe:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

2.

Wenn mein Zorn je Gräber brach, Grenzsteine rückte
und alte Tafeln zerbrochen in steile Tiefen rollte:

wenn mein Hohn je vermoderte Worte zerblies,
und ich wie ein Besen kam den Kreuzspinnen
und als Fegewind alten verdumpften Grabkammern:

wenn ich je frohlockend sass,
wo alte Götter begraben liegen,
weltsegnend, weltliebend
neben den Denkmalen alter Welt-Verleumder: —

— denn selbst Kirchen und Gottes-Gräber liebe ich,
wenn der Himmel erst reinen Auges
durch ihre zerbrochenen Decken blickt;
gern sitze ich gleich Gras und rothem Mohne
auf zerbrochnen Kirchen —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein
und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
— dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dieses Weib, das ich liebe:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

3.

Wenn je ein Hauch zu mir kam vom schöpferischen Hauche
und von jener himmlischen Noth,
die noch Zufälle zwingt, Sternen-Reigen zu tanzen:

wenn ich je mit dem Lachen
des schöpferischen Blitzes lachte,
dem der lange Donner der That grollend,
aber gehorsam nachfolgt:

wenn ich je am Göttertisch der Erde
mit Göttern Würfel spielte,
dass die Erde bebte und brach
und Feuerflüsse heraufschnob: —

— denn ein Göttertisch ist die Erde,
und zitternd von schöpferischen neuen Worten
und Götter-Würfen: —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein
und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
— dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dieses Weib, das ich liebe:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

4.

Wenn ich je vollen Zuges trank
aus jenem schäumenden Würz- und Mischkruge,
in dem alle Dinge gut gemischt sind:

wenn meine Hand je Fernstes zum Nächsten goss,
und Feuer zu Geist und Lust zu Leid
und Schlimmstes zum Gütigsten:

wenn ich selber ein Korn bin von jenem erlösenden Salze,
welches macht, dass alle Dinge im Mischkruge
gut sich mischen: —

— denn es giebt ein Salz, das Gutes mit Bösem bindet;
und auch das Böseste ist zum Würzen würdig
und zum letzten Ueberschäumen: —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein
und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
— dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dieses Weib, das ich liebe:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

5.

Wenn ich dem Meere hold bin und Allem,
was Meeres-Art ist,
und am holdesten noch, wenn es mir zornig widerspricht:

wenn jene suchende Lust in mir ist,
die nach Unentdecktem die Segel treibt,
wenn eine Seefahrer-Lust in meiner Lust ist:

wenn je mein Frohlocken rief: „die Küste schwand
— nun fiel mir die letzte Kette ab —

— das Grenzenlose braust um mich,
weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit,
wohlan! wohlauf! altes Herz!“ —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein
und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
— dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dieses Weib, das ich liebe:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

6.

Wenn meine Tugend eines Tänzers Tugend ist,
und ich oft mit beiden Füssen
in gold-smaragdenes Entzücken sprang:

wenn meine Bosheit eine lachende Bosheit ist,
heimisch unter Rosenhängen und Lilien-Hecken:

— im Lachen nämlich ist alles Böse bei einander,
aber heilig- und losgesprochen
durch seine eigne Seligkeit: —

und wenn Das mein A und O ist,
dass alles Schwere leicht, aller Leib Tänzer,
aller Geist Vogel werde: und wahrlich,
Das ist mein A und O! —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein
und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
— dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dieses Weib, das ich liebe:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

7.

Wenn ich je stille Himmel über mir ausspannte
und mit eignen Flügeln in eigne Himmel flog:

wenn ich spielend in tiefen Licht-Fernen schwamm
und meiner Freiheit Vogel-Weisheit kam: —

— so aber spricht Vogel-Weisheit:
„Siehe, es giebt kein Oben, kein Unten!
Wirf dich umher, hinaus, zurück, du Leichter!
Singe! sprich nicht mehr!

— „sind alle Worte nicht für die Schweren gemacht?
Lügen dem Leichten nicht alle Worte!
Singe! sprich nicht mehr!“ —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein
und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
— dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dieses Weib, das ich liebe:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Dionysos-Dithyramben

1884—1888

Dies sind die Lieder Zarathustras,
welche er sich selber zusang,
dass er seine letzte Einsamkeit ertrüge.

NUR NARR! NUR DICHTER!

Bei abgehellter Luft,
wenn schon des Thaus Tröstung
zur Erde niederquillt,
unsichtbar, auch ungehört
— denn zartes Schuhwerk trägt
der Tröster Thau gleich allen Trostmilden —
gedenkst du da, gedenkst du, heisses Herz,
wie einst du durstetest,
nach himmlischen Thränen und Thaugeträufel
versengt und müde durstetest,
dieweil auf gelben Graspfaden
boshaft abendliche Sonnenblicke
durch schwarze Bäume um dich liefen,
blendende Sonnen-Gluthblicke, schadenfrohe.

„Der *Wahrheit* Freier — du? so höhnten sie —
nein! nur ein Dichter!
ein Thier, ein listiges, raubendes, schleichendes,
das lügen muss,
das wissentlich, willentlich lügen muss,
nach Beute lüstern,
bunt verlarvt,
sich selbst zur Larve,
sich selbst zur Beute,
das — der Wahrheit Freier? . . .
Nur Narr! Nur Dichter!
Nur Buntes redend,
aus Narrenlarven bunt herausredend,
herumsteigend auf lügnerischen Wortbrücken,
auf Lügen-Regenbogen
zwischen falschen Himmeln

herumschweifend, herumschleichend, —
nur Narr! *nur* Dichter! . . .

Das — der Wahrheit Freier? . . .
Nicht still, starr, glatt, kalt,
zum Bilde worden,
zur Gottes-Säule,
nicht aufgestellt vor Tempeln,
eines Gottes Thürwart:
nein! feindselig solchen Tugend-Standbildern,
in jeder Wildniss heimischer als in Tempeln,
voll Katzen-Muthwillens
durch jedes Fenster springend
husch! in jeden Zufall,
jedem Urwalde zuschnüffelnd,
dass du in Urwäldern
unter buntzottigen Raubthieren
sündlich gesund und schön und bunt liefest,
mit lüsternen Lefzen,
selig-höhnisch, selig-höllisch, selig-blutgierig,
raubend, schleichend, *lügend* liefest . . .

Oder dem Adler gleich, der lange,
lange starr in Abgründe blickt,
in *seine* Abgründe . . .
— oh wie sie sich hier hinab,
hinunter, hinein,
in immer tiefere Tiefen ringeln! —
Dann,
plötzlich,
geraden Flugs,
gezückten Zugs
auf *Lämmer* stossen,

jach hinab, heisshungrig,
nach Lämmern lüstern,
gram allen Lamms-Seelen,
grimmig gram Allem, was blickt
tugendhaft, schafmässig, krauswollig,
dumm, mit Lammsmilch-Wohlwollen ...

Also
adlerhaft, pantherhaft
sind des Dichters Sehnsüchte,
sind *deine* Sehnsüchte unter tausend Larven,
du Narr! du Dichter! ...

Der du den Menschen schautest
so *Gott* als *Schaf* —,
den Gott *zerreissen* im Menschen
wie das Schaf im Menschen
und zerreissend *lachen* —

Das, das ist deine Seligkeit,
eines Panthers und Adlers Seligkeit,
eines Dichters und Narren Seligkeit!" ...

Bei abgehellter Luft,
wenn schon des Monds Sichel
grün zwischen Purpurröthen
und neidisch hinschleicht,
— dem Tage feind,
mit jedem Schritte heimlich
an Rosen-Hängematten
hinsichelnd, bis sie sinken,
nachtabwärts blass hinabsinken:

so sank ich selber einstmals,
aus meinem Wahrheits-Wahnsinne,
aus meinen Tages-Sehnsüchten,
des Tages müde, krank vom Lichte,
— sank abwärts, abendwärts, schattenwärts,
von Einer Wahrheit
verbrannt und durstig
— gedenkst du noch, gedenkst du, heisses Herz,
wie da du durstetest? —
Dass ich verbannt sei
von aller Wahrheit!
Nur Narr! *Nur* Dichter! . . .

UNTER TÖCHTERN DER WÜSTE

I.

„Gehe nicht davon! sagte da der Wanderer, der sich den Schatten Zarathustras nannte, bleibe bei uns, — es möchte sonst uns die alte dumpfe Trübsal wieder anfallen.

Schon gab uns jener alte Zauberer von seinem Schlimmsten zum Besten, und siehe doch, der gute fromme Papst da hat Thränen in den Augen und sich ganz wieder aufs Meer der Schwermuth eingeschifft.

Diese Könige da mögen wohl vor uns noch gute Miene machen: hätten sie aber keine Zeugen, ich wette, auch bei ihnen finge das böse Spiel wieder an,

— das böse Spiel der ziehenden Wolken, der feuchten Schwermuth, der verhängten Himmel, der gestohlenen Sonnen, der heulenden Herbstwinde,

— das böse Spiel unsres Heulens und Nothschreiens: bleibe bei uns, Zarathustra! Hier ist viel verborgenes Elend, das reden will, viel Abend, viel Wolke, viel dumpfe Luft!

Du nährtest uns mit starker Mannskost und kräftigen Sprüchen: lass es nicht zu, dass uns zum Nachtisch die weichlichen weiblichen Geister wieder anfallen!

Du allein machst die Luft um dich herum stark und klar! Fand ich je auf Erden so gute Luft als bei dir in deiner Höhle?

Vielerlei Länder sah ich doch, meine Nase lernte vielerlei Luft prüfen und abschätzen: aber bei dir schmecken meine Nüstern ihre grösste Lust!

Es sei denn —, es sei denn —, oh vergieb eine alte Erinnerung! Vergieb mir ein altes Nachtisch-Lied, das ich einst unter Töchtern der Wüste dichtete.

Bei denen nämlich gab es gleich gute helle morgenländische Luft; dort war ich am fernsten vom wolkigen feuchten schwermüthigen Alt-Europa!

Damals liebte ich solcherlei Morgenland-Mädchen und andres blaues Himmelreich, über dem keine Wolken und keine Gedanken hängen.

Ihr glaubt es nicht, wie artig sie dasassen, wenn sie nicht tanzten, tief, aber ohne Gedanken, wie kleine Geheimnisse, wie bebänderte Räthsel, wie Nachtisch-Nüsse —

bunt und fremd fürwahr! aber ohne Wolken: Räthsel, die sich rathen lassen: solchen Mädchen zu Liebe erdachte ich damals einen Nachtisch-Psalm."

Also sprach der Wanderer, der sich den Schatten Zarathustras nannte; und ehe Jemand ihm antwortete, hatte er schon die Harfe des alten Zauberers ergriffen, die Beine gekreuzt und blickte gelassen und weise um sich: — mit den Nüstern aber zog er langsam und fragend die Luft ein, wie Einer, der in neuen Ländern eine neue Luft kostet. Endlich hob er mit einer Art Gebrüll zu singen an.

2.

Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt . .

3.

Ha!
Feierlich!
ein würdiger Anfang!
afrikanisch feierlich!
eines Löwen würdig
oder eines moralischen Brüllaffen . . .

— aber Nichts für euch,
ihr allerliebsten Freundinnen,
zu deren Füssen mir,
einem Europäer unter Palmen,
zu sitzen vergönnt ist. Sela.

Wunderbar wahrlich!
Da sitze ich nun,
der Wüste nahe und bereits
so ferne wieder der Wüste,
auch in Nichts noch verwüstet:
nämlich hinabgeschluckt
von dieser kleinsten Oasis
— sie sperrte gerade gähnend
ihr liebliches Maul auf,
das wohlriechendste aller Mäulchen:
da fiel ich hinein,
hinab, hindurch — unter euch,
ihr allerliebsten Freundinnen! Sela.

Heil, Heil jenem Wallfische,
wenn er also es seinem Gaste
wohlsein liess! — ihr versteht
meine gelehrte Anspielung? ...
Heil seinem Bauche,
wenn es also
ein so lieblicher Oasis-Bauch war,
gleich diesem: was ich aber in Zweifel ziehe.
Dafür komme ich aus Europa,
das zweifelsüchtiger ist als alle Eheweibchen.
Möge Gott es bessern!
Amen!

Da sitze ich nun,
in dieser kleinsten Oasis,
einer Dattel gleich,
braun, durchsüsst, goldschwürig,
lüstern nach einem runden Mädchen-Maule,
mehr aber noch nach mädchenhaften
eiskalten schneeweissen schneidigen
Beisszähnen: nach denen nämlich
lechzt das Herz allen heissen Datteln. Sela.

Den genannten Südfrüchten
ähnlich, allzuähnlich
liege ich hier, von kleinen
Flügelkäfern
umtänzelt und umspielt,
insgleichen von noch kleineren
thörichteren boshafteren
Wünschen und Einfällen, —
umlagert von euch,
ihr stummen, ihr ahnungsvollen
Mädchen-Katzen
Dudu und Suleika
— *umsphinxt,* dass ich in Ein Wort
viel Gefühle stopfe
(— vergebe mir Gott
diese Sprachsünde! . . .)
— sitze hier, die beste Luft schnüffelnd,
Paradieses-Luft wahrlich,
lichte leichte Luft, goldgestreifte,
so gute Luft nur je
vom Monde herabfiel,
sei es aus Zufall
oder geschah es aus Uebermuthe?

wie die alten Dichter erzählen.
Ich Zweifler aber ziehe es in Zweifel,
dafür komme ich
aus Europa,
das zweifelsüchtiger ist als alle Eheweibchen.
Möge Gott es bessern!
Amen.

Diese schönste Luft athmend,
mit Nüstern geschwellt gleich Bechern,
ohne Zukunft, ohne Erinnerungen,
so sitze ich hier, ihr
allerliebsten Freundinnen
und sehe der Palme zu,
wie sie, einer Tänzerin gleich,
sich biegt und schmiegt und in der Hüfte wiegt
— man thut es mit, sieht man lange zu ...
einer Tänzerin gleich, die, wie mir scheinen will,
zu lange schon, gefährlich lange
immer, immer nur auf *Einem* Beinchen stand?
— da vergass sie darob, wie mir scheinen will,
das *andre* Beinchen?
Vergebens wenigstens
suchte ich das vermisste
Zwillings-Kleinod
— nämlich das andre Beinchen —
in der heiligen Nähe
ihres allerliebsten, allerzierlichsten
Fächer- und Flatter- und Flitter-Röckchens.
Ja, wenn ihr mir, ihr schönen Freundinnen,
ganz glauben wollt,
sie hat es *verloren* ...
Hu! Hu! Hu! Hu! Huh! ...

Es ist dahin,
auf ewig dahin,
das andre Beinchen!
Oh schade um dies liebliche andre Beinchen!
Wo — mag es wohl weilen und verlassen trauern,
dieses einsame Beinchen?
In Furcht vielleicht vor einem
grimmen gelben blondgelockten
Löwen-Unthiere? oder gar schon
abgenagt, abgeknabbert —
erbärmlich, wehe! wehe! abgeknabbert! Sela.

Oh weint mir nicht,
weiche Herzen!
Weint mir nicht, ihr
Dattel-Herzen! Milch-Busen!
Ihr Süssholz-Herz-
Beutelchen!
Sei ein Mann, Suleika! Muth! Muth!
Weine nicht mehr,
bleiche Dudu!
— Oder sollte vielleicht
etwas Stärkendes, Herz-Stärkendes
hier am Platze sein?
ein gesalbter Spruch?
ein feierlicher Zuspruch? ...

Ha!
Herauf, Würde!
Blase, blase wieder,
Blasebalg der Tugend!
Ha!
Noch Ein Mal brüllen,

moralisch brüllen,
als moralischer Löwe vor den Töchtern der Wüste brüllen!
— Denn Tugend-Geheul,
ihr allerliebsten Mädchen,
ist mehr als Alles
Europäer-Inbrunst, Europäer-Heisshunger!
Und da stehe ich schon,
als Europäer,
ich kann nicht anders, Gott helfe mir!
Amen!

Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt!
Stein knirscht an Stein, die Wüste schlingt und würgt.
Der ungeheure Tod blickt glühend braun
und *kaut* —, sein Leben ist sein Kaun . . .

Vergiss nicht, Mensch, den Wollust ausgeloht:
Du — bist der Stein, die Wüste, bist der Tod . . .

LETZTER WILLE

So sterben,
wie ich ihn einst sterben sah —,
den Freund, der Blitze und Blicke
göttlich in meine dunkle Jugend warf.
Muthwillig und tief,
in der Schlacht ein Tänzer —,

unter Kriegern der Heiterste,
unter Siegern der Schwerste,
auf seinem Schicksal ein Schicksal stehend,
hart, nachdenklich, vordenklich —:

erzitternd darob, *dass* er siegte,
jauchzend darüber, dass er *sterbend* siegte —:

befehlend, indem er starb
— und er befahl, dass man *vernichte* . . .

So sterben,
wie ich ihn einst sterben sah:
siegend, *vernichtend* . . .

Wer hier hinabwill,
wie schnell
schluckt den die Tiefe!
— Aber du, Zarathustra,
liebst den Abgrund noch,
thust der *Tanne* es gleich? —

Die schlägt Wurzeln, wo
der Fels selbst schaudernd
zur Tiefe blickt —,
die zögert an Abgründen,
wo Alles rings
hinunter will
zwischen der Ungeduld
wilden Gerölls, stürzenden Bachs
geduldig duldend, hart, schweigsam,
einsam . . .

Einsam!
Wer wagte es auch,
hier Gast zu sein,
dir Gast zu sein? . . .

Ein Raubvogel vielleicht
der hängt sich wohl
dem standhaften Dulder
schadenfroh ins Haar,
mit irrem Gelächter,
einem Raubvogel-Gelächter . . .

Wozu so standhaft?
— höhnt er grausam:

man muss Flügel haben, wenn man
den Abgrund liebt . . .
man muss nicht hängen bleiben,
wie du, Gehängter! —

Oh Zarathustra,
grausamster Nimrod!
Jüngst Jäger noch Gottes,
das Fangnetz aller Tugend,
der Pfeil des Bösen!
Jetzt —
von dir selber erjagt,
deine eigene Beute,
in dich selber eingebohrt . . .

Jetzt —
einsam mit dir,
zwiesam im eignen Wissen,
zwischen hundert Spiegeln
vor dir selber falsch,
zwischen hundert Erinnerungen
ungewiss,
an jeder Wunde müd,
an jedem Froste kalt,
in eignen Stricken erwürgt
Selbstkenner!
Selbsthenker!

Was bandest du dich
mit dem Strick deiner Weisheit?
Was locktest du dich
ins Paradies der alten Schlange?
Was schlichst du dich ein
in *dich* — in *dich?* . . .

Ein Kranker nun,
der an Schlangengift krank ist;
ein Gefangner nun,
der das härteste Loos zog:
im eignen Schachte
gebückt arbeitend,
in dich selber eingehöhlt,
dich selber angrabend,
unbehülflich,
steif,
ein Leichnam —,
von hundert Lasten überthürmt,
von dir überlastet,
ein *Wissender!*
ein *Selbsterkenner!*
der *weise* Zarathustra! . . .

Du suchtest die schwerste Last:
da fandest du *dich* —,
du wirfst dich nicht ab von dir . . .

Lauernd,
kauernd,
Einer, der schon nicht mehr aufrecht steht!
Du verwächst mir noch mit deinem Grabe,
verwachsener Geist! . . .

Und jüngst noch so stolz,
auf allen Stelzen deines Stolzes
Jüngst noch der Einsiedler ohne Gott,
der Zweisiedler mit dem Teufel,
der scharlachne Prinz jedes Uebermuths! . . .

Jetzt —
zwischen zwei Nichtse
eingekrümmt,
ein Fragezeichen,
ein müdes Räthsel —
ein Räthsel für *Raubvögel* . . .

— sie werden dich schon „lösen“,
sie hungern schon nach deiner „Lösung“,
sie flattern schon um dich, ihr Räthsel,
um dich, Gehenkter! . . .
Oh Zarathustra! . . .
Selbstkenner! . . .
Selbsthenker! . . .

DAS FEUERZEICHEN

Hier, wo zwischen Meeren die Insel wuchs,
ein Opferstein jäh hinaufgethürmt,
hier zündet sich unter schwarzem Himmel
Zarathustra seine Höhenfeuer an,
Feuerzeichen für verschlagne Schiffer,
Fragezeichen für Solche, die Antwort haben ...

Diese Flamme mit weissgrauem Bauche
— in kalte Fernen züngelt ihre Gier,
nach immer reineren Höhn biegt sie den Hals —
eine Schlange gerad aufgerichtet vor Ungeduld:
dieses Zeichen stellte ich vor mich hin.

Meine Seele selber ist diese Flamme,
unersättlich nach neuen Fernen
lodert aufwärts, aufwärts ihre stille Gluth.
Was floh Zarathustra vor Thier und Menschen?
Was entlief er jäh allem festen Lande?
Sechs Einsamkeiten kennt er schon —,
aber das Meer selbst war nicht genug ihm einsam,
die Insel liess ihn steigen, auf dem Berg wurde er zur Flamme,
nach einer *siebenten* Einsamkeit
wirft er suchend jetzt die Angel über sein Haupt.

Verschlagne Schiffer! Trümmer alter Sterne!
Ihr Meere der Zukunft! Unausgeforschte Himmel!
nach allem Einsamen werfe ich jetzt die Angel:
gebt Antwort auf die Ungeduld der Flamme,
fangt mir, dem Fischer auf hohen Bergen,
meine siebente *letzte* Einsamkeit! — —

DIE SONNE SINKT

1.

Nicht lange durstest du noch,
verbranntes Herz!
Verheissung ist in der Luft,
aus unbekannten Mündern bläst mich's an
— die grosse Kühle kommt . . .

Meine Sonne stand heiss über mir im Mittage
seid mir gegrüsst, dass ihr kommt
ihr plötzlichen Winde
ihr kühlen Geister des Nachmittags!

Die Luft geht fremd und rein.
Schielt nicht mit schiefem
Verführerblick
die Nacht mich an? . . .
Bleib stark, mein tapfres Herz!
Frag nicht: warum? —

2.

Tag meines Lebens!
die Sonne sinkt.
Schon steht die glatte
Fluth vergüldet
Warm athmet der Fels:

schlief wohl zu Mittag
das Glück auf ihm seinen Mittagsschlaf?
In grünen Lichtern
spielt Glück noch der braune Abgrund herauf.

Tag meines Lebens!
gen Abend gehts!
Schon glüht dein Auge
halbgebrochen,
schon quillt deines Thaus
Thränengeträufel,
schon läuft still über weisse Meere
deiner Liebe Purpur,
deine letzte zögernde Seligkeit . . .

3.

Heiterkeit, güldene, komm!
du des Todes
heimlichster, süssester Vorgenuss!
— Lief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuss müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein *Glück* mich noch ein.

Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit,
müssig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
Nie empfand ich
näher mir süsse Sicherheit
wärmer der Sonne Blick:
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fisch
schwimmt nun mein Nachen hinaus ...

KLAGE DER ARIADNE

Wer wärmt mich, wer liebt mich noch?
Gebt heisse Hände!
gebt Herzens-Kohlenbecken!
Hingestreckt, schaudernd,
Halbtodtem gleich, dem man die Füsse wärmt —
geschüttelt, ach! von unbekannten Fiebern,
zitternd vor spitzen eisigen Frostpfeilen,
von dir gejagt, Gedanke!
Unnennbarer! Verhüllter! Entsetzlicher!
Du Jäger hinter Wolken!
Darniedergeblitzt von dir,
du höhnisch Auge, das mich aus Dunklem anblickt!
So liege ich,
biege mich, winde mich, gequält
von allen ewigen Martern,
getroffen
von dir, grausamster Jäger,
du unbekannter — *Gott!* . . .

Triff tiefer!
Triff Ein Mal noch!
Zerstich, zerbrich dies Herz!
Was soll dies Martern
mit zähnestumpfen Pfeilen?
Was blickst du wieder
der Menschen-Qual nicht müde,
mit schadenfrohen Götter-Blitz-Augen
Nicht tödten willst du,
nur martern, martern?
Wozu — *mich* martern,
du schadenfroher unbekannter Gott?

Haha!
Du schleichst heran
bei solcher Mitternacht? . . .
Was willst du?
Sprich!
Du drängst mich, drückst mich,
Ha! schon viel zu nahe!
Du hörst mich athmen,
du behorchst mein Herz,
du Eifersüchtiger!
— worauf doch eifersüchtig?
Weg! Weg!
Wozu die Leiter?
Willst du *hinein,*
ins Herz, einsteigen,
in meine heimlichsten
Gedanken einsteigen?
Schamloser! Unbekannter! Dieb!
Was willst du dir erstehlen?
Was willst du dir erhorchen?
was willst du dir erfoltern,
du Folterer!
du — Henker-Gott!
Oder soll ich, dem Hunde gleich,
vor dir mich wälzen?
hingebend, begeistert ausser-mir
dir Liebe — zuwedeln?

Umsonst!
Stich weiter!
Grausamster Stachel!
kein Hund — dein Wild nur bin ich,
grausamster Jäger!

deine stolzeste Gefangne,
du Räuber hinter Wolken ...
Sprich endlich!
Du Blitz-Verhüllter! Unbekannter! sprich!
Was willst du, Wegelagerer, von — *mir?* ...

Wie?
Lösegeld?
Was willst du Lösegelds?
Verlange Viel — das räth mein Stolz!
und rede kurz — das räth mein andrer Stolz!

Haha!
Mich — willst du? mich?
mich — ganz? ...

Haha!
Und marterst mich, Narr, der du bist,
zermarterst meinen Stolz?
Gieb *Liebe* mir — wer wärmt mich noch?
wer liebt mich noch?
gieb heisse Hände,
gieb Herzens-Kohlenbecken,
gieb mir, der Einsamsten,
die Eis, ach! siebenfaches Eis
nach Feinden selber,
nach Feinden schmachten lehrt,
gieb, ja ergieb
grausamster Feind,
mir — *dich!* ...

Davon!
Da floh er selber,

mein einziger Genoss,
mein grosser Feind,
mein Unbekannter,
mein Henker-Gott! . . .

Nein!
Komm zurück!
Mit allen deinen Martern!
All meine Thränen laufen
zu dir den Lauf
und meine letzte Herzensflamme
dir glüht sie auf.
Oh komm zurück,
mein unbekannter Gott! Mein *Schmerz!*
mein letztes Glück! . . .

(Ein Blitz. Dionysos wird in smaragdener Schönheit sichtbar.)

Dionysos:

Sei klug, Ariadne! . . .
Du hast kleine Ohren, du hast meine Ohren:
steck ein kluges Wort hinein! —
Muss man sich nicht erst hassen, wenn man sich lieben soll? . . .
Ich bin dein Labyrinth . . .

RUHM UND EWIGKEIT

I.

Wie lange sitzest du schon
auf deinem Missgeschick?
Gieb Acht! du brütest mir noch
ein Ei,
ein Basilisken-Ei
aus deinem langen Jammer aus.

Was schleicht Zarathustra entlang dem Berge? —

Misstrauisch, geschwürig, düster,
ein langer Lauerer —,
aber plötzlich, ein Blitz
hell, furchtbar, ein Schlag
gen Himmel aus dem Abgrund:
— dem Berge selber schüttelt sich
das Eingeweide ...

Wo Hass und Blitzstrahl
Eins ward, ein *Fluch* —,
auf den Bergen haust jetzt Zarathustras Zorn,
eine Wetterwolke schleicht er seines Wegs.

Verkrieche sich, wer eine letzte Decke hat!
Ins Bett mit euch, ihr Zärtlinge!
Nun rollen Donner über die Gewölbe,
nun zittert, was Gebälk und Mauer ist,
nun zucken Blitze und schwefelgelbe Wahrheiten —
Zarathustra *flucht* ...

2.

Diese Münze, mit der
alle Welt bezahlt,
Ruhm —,
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
mit Ekel trete ich sie *unter* mich.

Wer will bezahlt sein?
Die Käuflichen ...
Wer *feil* steht, greift
mit fetten Händen
nach diesem Allerwelts-Blechklingklang Ruhm!

— *Willst* du sie kaufen?
sie sind Alle käuflich.
Aber biete Viel!
klingle mit vollem Beutel!
— du *stärkst* sie sonst,
du stärkst sonst ihre *Tugend* ...

Sie sind Alle tugendhaft.
Ruhm und Tugend — das reimt sich.
So lange die Welt lebt,
zahlt sie Tugend-Geplapper
mit Ruhm-Geklapper —,
die Welt *lebt* von diesem Lärm ...

Vor allen Tugendhaften
will ich schuldig sein,
schuldig heissen mit jeder grossen Schuld!
Vor allen Ruhms-Schalltrichtern
wird mein Ehrgeiz zum Wurm —,
unter Solchen gelüstet's mich,
der *Niedrigste* zu sein ...

Diese Münze, mit der
alle Welt bezahlt,
Ruhm —,
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
mit Ekel trete ich sie *unter* mich.

3.

Still! —
Von grossen Dingen — ich *sehe* Grosses! —
soll man schweigen
oder gross reden:
rede gross, meine entzückte Weisheit!

Ich sehe hinauf —
dort rollen Lichtmeere
— oh Nacht, oh Schweigen, oh todtenstiller Lärm! . . .
Ich sehe ein Zeichen —,
aus fernsten Fernen
sinkt langsam funkelnd ein Sternbild gegen mich . . .

4.

Höchstes Gestirn des Seins!
Ewiger Bildwerke Tafel!
Du kommst zu mir? —
Was keiner erschaut hat,
deine stumme Schönheit, —
wie? sie flieht vor meinen Blicken nicht?

Schild der Nothwendigkeit!
Ewiger Bildwerke Tafel!
— aber du weisst es ja:
was Alle hassen,
was allein *ich* liebe,
dass du *ewig* bist!
dass du *nothwendig* bist!
Meine Liebe entzündet
sich ewig nur an der Nothwendigkeit.

Schild der Nothwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
— das kein Wunsch erreicht,
das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Seins,
ewig bin ich dein Ja:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit! — —

VON DER ARMUT DES REICHSTEN

Zehn Jahre dahin —,
kein Tropfen erreichte mich,
kein feuchter Wind, kein Thau der Liebe
— ein *regenloses* Land ...
Nun bitte ich meine Weisheit,
nicht geizig zu werden in dieser Dürre:
ströme selber über, träufle selber Thau
sei selber Regen der vergilbten Wildniss!

Einst hiess ich die Wolken
fortgehn von meinen Bergen, —
einst sprach ich „mehr Licht, ihr Dunklen!"
Heute locke ich sie, dass sie kommen:
macht Dunkel um mich mit euren Eutern!
— ich will euch melken,
ihr Kühe der Höhe!
Milchwarme Weisheit, süssen Thau der Liebe,
ströme ich über das Land.

Fort, fort, ihr Wahrheiten,
die ihr düster blickt!
Nicht will ich auf meinen Bergen
herbe ungeduldige Wahrheiten sehn.
Vom Lächeln vergüldet
nahe mir heut die Wahrheit,
von der Sonne gesüsst, von der Liebe gebräunt, —
eine *reife* Wahrheit breche ich allein vom Baum.

Heut strecke ich die Hand aus
nach den Locken des Zufalls,
klug genug, den Zufall
einem Kinde gleich zu führen, zu überlisten

Heut will ich gastfreundlich sein
gegen Unwillkommnes,
gegen das Schicksal selbst will ich nicht stachlicht sein
— Zarathustra ist kein Igel.

Meine Seele, —
unersättlich mit ihrer Zunge,
an alle guten und schlimmen Dinge hat sie schon geleckt,
in jede Tiefe tauchte sie hinab.
Aber immer gleich dem Korke,
immer schwimmt sie wieder obenauf,
sie gaukelt wie Oel über braune Meere:
dieser Seele halber heisst man mich den Glücklichen.

Wer sind mir Vater und Mutter?
Ist nicht mir Vater Prinz Ueberfluss
und Mutter das stille Lachen?
Erzeugte nicht dieser Beiden Ehebund
mich Räthselthier,
mich Lichtunhold
mich Verschwender aller Weisheit Zarathustra?

Krank heute vor Zärtlichkeit,
ein Thauwind,
sitzt Zarathustra wartend, wartend auf seinen Bergen, —
im eignen Safte
süss geworden und gekocht,
unterhalb seines Gipfels,
unterhalb seines Eises,
müde und selig,
ein Schaffender an seinem siebenten Tag.

— Still!
Eine Wahrheit wandelt über mir

einer Wolke gleich, —
mit unsichtbaren Blitzen trifft sie mich
Auf breiten langsamen Treppen
steigt ihr Glück zu mir:
komm, komm, geliebte Wahrheit!

— Still!
Meine Wahrheit ists! —
Aus zögernden Augen,
aus sammtenen Schaudern
trifft mich ihr Blick,
lieblich, bös, ein Mädchenblick ...
Sie errieth meines Glückes *Grund,*
sie errieth *mich* — ha! was sinnt sie aus? —
Purpurn lauert ein Drache
im Abgrunde ihres Mädchenblicks.

— Still! Meine Wahrheit *redet!* —

Wehe dir, Zarathustra!
Du siehst aus, wie Einer,
der Gold verschluckt hat:
man wird dir noch den Bauch aufschlitzen! ...

Zu reich bist du,
du Verderber Vieler!
Zu Viele machst du neidisch,
zu Viele machst du arm ...
Mir selber wirft dein Licht Schatten —,
es fröstelt mich: geh weg, du Reicher,
geh, Zarathustra, weg aus deiner Sonne! ...

Du möchtest schenken, wegschenken deinen Ueberfluss.
aber du selber bist der Ueberflüssigste!
Sei klug, du Reicher!
Verschenke dich selber erst, oh Zarathustra!

Zehn Jahre dahin —,
und kein Tropfen erreichte dich?
kein feuchter Wind? kein Thau der Liebe?
Aber wer *sollte* dich auch lieben,
du Ueberreicher?
Dein Glück macht rings trocken,
macht arm an Liebe
— ein *regenloses* Land ...

Niemand dankt dir mehr.
Du aber dankst Jedem,
der von dir nimmt:
daran erkenne ich dich,
du Ueberreicher,
du *Aermster* aller Reichen

Du opferst dich, dich *quält* dein Reichthum —,
du giebst dich ab,
du schonst dich nicht, du liebst dich nicht:
die grosse Qual zwingt dich allezeit,
die Qual *übervoller* Scheuern, *übervollen* Herzens —
aber Niemand dankt dir mehr ...

Du musst *ärmer* werden,
weiser Unweiser!
willst du geliebt sein.
Man liebt nur die Leidenden
man giebt Liebe nur dem Hungernden:
verschenke dich selber erst, oh Zarathustra!

— Ich bin deine Wahrheit ...

Anhang:

Bruchstücke zu den Dionysos-Dithyramben

1882—1888

1.

Zürnt mir nicht, dass ich schlief:
ich war nur müde, ich war nicht todt.
Meine Stimme klang böse;
aber bloss Schnarchen und Schnaufen
war's, der Gesang eines Müden:
kein Willkomm dem Tode,
keine Grabes-Lockung.

2.

Noch rauscht die Wetterwolke:
aber schon hängt
glitzernd, still, schwer
Zarathustras Reichthum über die Felder hin.

3.

Auf Höhen bin ich heimisch,
nach Höhen verlangt mich nicht.
Ich hebe die Augen nicht empor;
ein Niederschauender bin ich,
Einer, der segnen muss:
alle Segnenden schauen nieder ...

4.

Ist für solchen Ehrgeiz
diese Erde nicht zu klein?

5.

Alles gab ich weg,
all mein Hab und Gut:
Nichts bleibt mir mehr zurück
als du, grosse Hoffnung!

6.

Was geschieht? fällt das Meer?
Nein, mein Land wächst!
Eine neue Gluth hebt es empor!

7.

Mein Jenseits-Glück!
Was heut mir Glück ist,
wirft Schatten in seinem Lichte.

8.

Diese heitere Tiefe!
Was Stern sonst hiess,
zum Flecken wurde es.

9.

Ihr steifen Weisen,
mir ward Alles Spiel.

10.

Brause, Wind, brause!
Nimm alles Behagen von mir!

11.

Damit begann ich:
ich verlernte das Mitgefühl mit *mir!*

12.

Trümmer von Sternen:
Aus diesen Trümmern baute ich eine Welt.

13.

Nicht, dass du Götzen umwarfst:
dass du den Götzendiener in *dir* umwarfst,
das war dein Muth.

14.

Da stehn sie da,
die schweren granitnen Katzen,
die Werthe aus Urzeiten:
wehe, wie willst du *die* umwerfen?
. . . . . .
Kratzkatzen
mit gebundenen Pfoten,
da sitzen sie
und blicken Gift.

15.

An dieser steinernen Schönheit
kühlt sich mein heisses Herz.

16.

Wahrheiten, die noch kein Lächeln
vergüldet hat,
grüne herbe ungeduldige Wahrheiten
sitzen um mich herum.
. . . . . .
Wahrheiten für unsere Füsse!
Wahrheiten, nach denen sich tanzen lässt!

17.

Ein Blitz wurde meine Weisheit;
mit diamantenem Schwerte durchhieb sie mir jede Finsterniss!

18.

Dieses höchste Hinderniss,
den Gedanken der Gedanken,
wer schuf ihn sich?
Das Leben selber schuf sich
sein höchstes Hinderniss:
über seinen Gedanken selber springt es nunmehr hinweg.
. . . . . .
An diesem Gedanken
ziehe ich alle Zukunft.

19.

Ein Gedanke,
jetzt noch heiss-flüssig, Lava:
aber jede Lava baut
um sich selbst eine Burg,
jeder Gedanke erdrückt
sich zuletzt mit „Gesetzen“.

20.

So ist's jetzt mein Wille:
und seit das mein Wille ist,
geht Alles mir auch nach Wunsche —
dies war meine letzte Klugheit:
ich wollte das, was ich muss:
damit zwang ich mir jedes „Muss“ ...
seitdem giebt es für mich kein „Muss“ ...

21.

Rathe, Räthselfreund,
wo weilt jetzt meine Tugend?
Sie lief mir davon,
sie fürchtete die Arglist
meiner Angeln und Netze.

22.

Ein Wolf selbst zeugte für mich
und sprach: „du heulst besser noch als wir Wölfe“

23.

Täuschen —
das ist im Kriege Alles.
Die Haut des Fuchses:
sie ist mein heimliches Panzerhemd.

24.

Wo Gefahr ist,
da bin ich daheim,
da wachse ich aus der Erde.

25.

Nach neuen Schätzen wühlen wir,
wir neuen Unterirdischen:
gottlos schien es den Alten einst,
nach Schätzen aufzustören der Erde Eingeweide;
von Neuem giebt es solche Gottlosigkeit:
hört ihr nicht aller Tiefen Bauchgrimmen-Gepolter?

26.

Die Sphinx

Hier sitzest du, unerbittlich
wie meine Neubegier,
die mich zu dir zwang:
wohlan, Sphinx,
ich bin ein Fragender, gleich dir;
dieser Abgrund ist uns gemeinsam —
es wäre möglich, dass wir mit Einem Munde redeten!

27.

Ich bin Einer, dem man Schwüre schwört:
schwört mir dies!

28.

Nach Liebe suchen — und immer die *Larven,*
die verfluchten Larven finden und zerbrechen müssen!

29.

Liebe ich euch? . . .
So liebt der Reiter sein Pferd:
es trägt ihn zu seinem Ziele.

30.

Sein Mitleid ist hart,
sein Liebesdruck zerdrückt:
gebt einem Riesen nicht die Hand!

31.

Ihr fürchtet mich?
Ihr fürchtet den gespannten Bogen?
Wehe, es könnte Einer seinen Pfeil darauf legen!

32.

„Neue Nächte hülltest du um dich,
neue Wüsten erfand dein Löwenfuss."

33.

Ich bin nur ein Worte-macher:
was liegt an Worten!
was liegt an mir!

34.

Ach, meine Freunde:
wohin ist, was man „gut“ hiess!
Wohin sind alle „Guten“!
Wohin, wohin ist die Unschuld aller dieser Lügen!
. . . . . .
Alles heisse ich gut,
Laub und Gras, Glück, Segen und Regen.

35.

Nicht an seinen Sünden und grossen Thorheiten:
an seiner Vollkommenheit litt ich, als ich
am meisten am Menschen litt.

36.

„Der Mensch ist böse“,
so sprachen noch alle Weisesten —
mir zum Troste.

37.

Und nur wenn ich mir selbst zur Last bin,
fallt *ihr* mir schwer!

38.

Zu bald schon
lache ich wieder:
ein Feind hat
wenig bei mir gutzumachen.

39.

Leutselig (bin ich) gegen Mensch und Zufall,
leutselig mit Jedermann, auch mit Gräsern noch:
ein Sonnenfleck an winterlichen Hängen ...
feucht vor Zärtlichkeit,
ein Thauwind verschneiten Seelen;
. . . . . .
Hochmüthig gegen kleine
Vortheile: wo ich der Krämer
lange Finger sehe,
da gelüstet's mich sofort,
den Kürzern zu ziehen —
so will's mein spröder Geschmack von mir.

40.

Ein fremder Athem haucht und faucht mich an:
bin ich ein Spiegel, der drob trübe wird?

41.

Kleine Leute,
zutraulich, offenherzig,
aber niedere Thüren:

nur Niedriges tritt durch sie ein.
. . . . . .
Wie komme ich durch das Stadtthor? —
Ich verlernte es, unter Zwergen zu leben!

42.

Meine Weisheit that der Sonne gleich:
ich wollte ihnen Licht sein,
aber ich habe sie geblendet;
die Sonne meiner Weisheit stach
diesen Fledermäusen
die Augen aus . . .

43.

„Schwärzres und Schlimmres schautest du als irgendein Seher:
durch die Wollust der Hölle ist noch kein Weiser gegangen."

44.

Zurück! Ihr folgt mir zu nah auf dem Fusse!
Zurück, dass meine Wahrheit euch nicht den Kopf zertrete!

45.

„Zur Hölle geht, wer deine Wege geht!" —
Wohlan! Zu meiner Hölle
will ich den Weg mir mit guten Sprüchen pflastern.

46.

Euer Gott, sagt ihr mir,
ist ein Gott der Liebe?
Der Gewissensbiss
ist ein Gottesbiss,
ein Biss aus Liebe?

47.

Der Affe seines Gottes —
willst du nur der Affe deines Gottes sein?

48.

Sie kauen Kiesel,
sie liegen auf dem Bauche
vor kleinen runden Sachen;
sie beten Alles an, was nicht umfällt, —
diese letzten Gottesdiener,
(die Wirklichkeits-)Gläubigen!

49.

Ohne Weiber, schlecht genährt
und ihren Nabel beschauend,
— des Schmutzes Bilder,
Uebelriechende!
Also erfanden sie sich die Wollust Gottes.

50.

Sie haben ihren Gott aus Nichts geschaffen:
was Wunder: nun ward er ihnen zu nichte.

51.

Ihr höheren Menschen, es gab schon
denkendere Zeiten, zerdachtere Zeiten,
als unser Heut und Gestern ist.

52.

Diese Zeit ist wie ein krankes Weib —
lasst sie nur schreien, rasen, schimpfen
und Tisch und Teller zerbrechen! . . .

53.

Ihr Verzweifelnden! Wie viel Muth
macht ihr Denen, die euch zuschaun!

54.

Steigt ihr?
Ist es wahr, dass ihr steigt,
ihr höheren Menschen?
Werdet ihr nicht, verzeiht,
dem Balle gleich
in die Höhe *gedrückt*
— durch euer Niedrigstes? . . .
flieht ihr nicht vor euch, ihr Steigenden? . . .

55.

Ach, dass du glaubtest
verachten zu müssen,
wo du nur verzichtetest!

56.

Und alle *Männer* sagen diesen Kehrreim:
Nein! Nein! Dreimal Nein!
Was Himmel-Bimmel-bam-bam!
Wir *wollen* nicht ins Himmelreich —
das Erdenreich soll unser sein!

57.

Der Wille erlöst.
Wer nichts zu thun hat,
dem macht ein Nichts zu schaffen.

58.

Du hältst es nicht mehr aus,
dein herrisches Schicksal?
Liebe es, es bleibt dir keine Wahl!

59.

Dies allein erlöst von allem Leiden
(— wähle nun!):
der schnelle Tod
oder die lange Liebe.

60.

Seines Todes ist man gewiss:
warum wollte man nicht heiter sein?

61.

Den schlimmsten Einwand,
ich verbarg ihn euch — das Leben ward langweilig:
werft es weg, damit es euch wieder schmackhaft wird!

62.

Einsame Tage,
ihr wollt auf tapferen Füssen gehn!

63.

Die Einsamkeit
pflanzt nicht: sie reift ...
Und dazu noch musst du die Sonne zur Freundin haben.

64.

Du musst wieder ins Gedränge:
im Gedränge wird man glatt und hart.
Die Einsamkeit mürbt,
die Einsamkeit verdirbt ....

65.

Wenn den Einsamen
die grosse Furcht anfällt,
wenn er läuft und läuft,
er weiss selber nicht wohin?
wenn Stürme hinter ihm brüllen,
wenn der Blitz gegen ihn zeugt,
wenn seine Höhle mit Gespenstern
ihn fürchten macht ...

66.

Wetterwolken — was liegt an euch?
für uns, die freien, luftigen, lustigen Geister!

67.

Wirf dein Schweres in die Tiefe!
Mensch, vergiss! Mensch, vergiss!
Göttlich ist des Vergessens Kunst!
Willst du fliegen,
Willst du in Höhen heimisch sein:
wirf dein Schwerstes in das Meer!
Hier ist das Meer, wirf *dich* ins Meer!
Göttlich ist des Vergessens Kunst!

68.

Bist du so neugierig?
Kannst du um die Ecke sehn?
Man muss, um *das* zu sehn,
Augen auch hinter dem Kopfe haben!

69.

Sieh hinaus! sieh nicht zurück!
Man geht zu Grunde,
wenn man immer zu den Gründen geht.

70.

Den Verwegnen
hüte dich zu warnen!
Um der Warnung willen
läuft er in jeden Abgrund noch.

71.

Was warf er sich aus seiner Höhe?
was verführte ihn?
Das Mitleiden mit allem Niedrigen verführte ihn:
nun liegt er da, zerbrochen, unnütz, kalt —

72.

Wohin er gieng? wer weiss es?
Aber gewiss ist, dass er untergieng.
Ein Stern erlosch im öden Raum:
öde ward der Raum ...

73.

Was man nicht hat,
aber nöthig hat,
das soll man sich nehmen:
so nahm ich mir das gute Gewissen.

74.

Wer wäre das, der Recht dir geben könnte?
So nimm dir Recht!

75.

Wasserfahrt

Ihr Wellen?
Ihr Weiblein? ihr Wunderlichen?
ihr zürnt gegen mich?
ihr rauscht zornig auf?

Mit meinem Ruder schlage ich
eurer Thorheit auf den Kopf.
Diesen Nachen —
ihr selber tragt ihn noch zur Unsterblichkeit!

76.

Was um euch wohnt,
das wohnt sich bald euch ein:
Gewöhnung wird daraus.
Wo lang du sitzest,
da wachsen Sitten.

77.

Als keine neue Stimme mehr redete,
machtet ihr aus alten Worten
ein Gesetz:
wo Leben *erstarrt*, thürmt sich das Gesetz.

78.

Dergleichen mag nicht widerlegbar sein:
wäre es schon deshalb wahr?
Oh, ihr Unschuldigen!

79.

Bist du stark?
stark als Esel? stark als Gott?
Bist du stolz?
stolz genug, dass du deiner Eitelkeit
dich nicht zu schämen weisst?

80.

Hüte dich,
sei nicht der Paukenschläger
deines Schicksals!
Geh aus dem Weg
allen Bumbums des Ruhmes!
. . . . . .
nicht zu früh erkannt:
Einer, der seinen Ruf *aufgespart* hat.

81.

Willst du in Dornen greifen?
Schwer büssen's deine Finger.
Greife nach einem Dolch!

82.

Bist du zerbrechlich?
So hüte dich vor *Kindshänden!*
Das Kind kann nicht leben,
wenn es nichts zerbricht. . .

83.

Schone, was solch zarte Haut hat!
Was willst du Flaum
von solchen Dingen schaben!

84.

Deine grossen Gedanken,
die aus dem Herzen kommen,

und alle deine kleinen
— sie kommen aus dem Kopfe —
sind sie nicht alle *schlecht* gedacht?

85.

Sei eine Platte von Gold —
so werden sich die Dinge auf dir
in goldener Schrift einzeichnen.

86.

Rechtschaffen steht er da,
mit mehr Sinn für das Rechte
in seiner linksten Zehe,
als mir im ganzen Kopfe sitzt:
ein Tugend-Unthier,
weissbemäntelt.

87.

Schon ahmt er sich selber nach,
schon ward er müde,
schon sucht er die Wege, die er gieng —
und jüngst noch liebte er alles *Unbegangne!*
. . . . . .
heimlich verbrannt,
nicht für seinen Glauben,
vielmehr dass er zu keinem Glauben
den Muth mehr fand.

88.

Wie sicher ist dem Unsteten auch
ein Gefängniss!
Wie ruhig schlafen die Seelen
eingefangner Verbrecher!
Am Gewissen leiden nur
Gewissenhafte!

89.

Zu lange sass er im Käfig,
dieser Entlaufne!
Zu lange fürchtete er einen
Stockmeister!
Furchtsam geht er nun seines Wegs:
Alles macht ihn stolpern,
der Schatten eines Stocks schon macht ihn stolpern.

90.

Ihr Rauchkammern und verdumpften Stuben,
ihr Käfige und engen Herzen,
wie wolltet ihr freien Geistes sein!

91.

Was hilft's! Sein Herz
ist eng und all sein Geist
ist in diesen engen Käfig
eingefangen, eingeklemmt.

92.

Enge Seelen,
Krämerseelen!
Wenn das Geld in den Kasten springt,
springt die Seele immer mit hinein!

93.

Die Sträflinge des Reichthums,
deren Gedanken kalt wie Ketten klirren,
— sie erfanden sich die heiligste Langeweile
und die Begierde nach Mond- und Werkeltagen.

94.

Bei bedecktem Himmel,
wenn man Pfeile und tödtende Gedanken
nach seinen Feinden schiesst,
da verleumdeten sie den Glücklichen.
. . . . . .
Mein Glück macht ihnen Wehe:
diesen Neidbolden ward mein Glück zum Schatten;
sie frösteln bei sich: blicken grün dazu —

95.

Sie lieben, ach! und werden nicht geliebt,
sie zerfleischen sich selber,
weil Niemand sie umarmen will.
. . . . . .

Sie verlernten Fleisch essen,
mit Weiblein spielen,
— sie härmten sich über die Maassen.

96.

Seid ihr Weiber,
dass ihr an Dem, was ihr liebt,
leiden wollt?

97.

Milch fliesst
in ihrer Seele; aber wehe!
ihr Geist ist molkicht.

98.

Ihre Kälte
macht meine Erinnerung erstarren?
Habe ich je dies Herz
an mir glühn und klopfen gefühlt? . . .

99.

Sie sind kalt, diese Gelehrten!
Dass ein Blitz in ihre Speise schlüge
und ihre Mäuler lernten Feuer fressen!

100.

Ihr Sinn ist ein Widersinn,
ihr Witz ist ein Doch- und Aber-Witz.

101.

Eure falsche Liebe
zum Vergangenen,
eine Todtengräberliebe —
sie ist ein Raub am Leben:
ihr stehlt sie der Zukunft ab.
. . . . . .
Ein Gelehrter *alter* Dinge:
ein Todtengräber-Handwerk,
ein Leben zwischen Särgen und Sägespänen!

102.

Oh diese Dichter!
Hengste sind unter ihnen,
die auf eine keusche Weise wiehern.

103.

Der Dichter, der lügen kann
wissentlich, willentlich,
der kann allein Wahrheit reden.

104.

Unsere Jagd nach der Wahrheit —
ist sie eine Jagd nach Glück?

105.

Die Wahrheit —
ein Weib, nichts Besseres:
arglistig in ihrer Scham:
was sie am liebsten möchte,
sie will's nicht wissen,
sie hält die Finger vor ....
Wem giebt sie nach? Der Gewalt allein! —
So braucht Gewalt,
seid hart, ihr Weisesten!
Ihr müsst sie zwingen,
die verschämte Wahrheit ...
Zu ihrer Seligkeit
braucht's des Zwanges —
— sie ist ein Weib, nichts Besseres.

106.

Wir dachten übel voneinander? ..
Wir waren uns zu fern.
Aber nun, in dieser kleinsten Hütte,
angepflockt an Ein Schicksal,
wie sollten wir noch uns feind sein?
Man muss sich schon lieben,
wenn man sich nicht entlaufen kann.

107.

„Liebe den Feind,
lass dich rauben von dem Räuber":
das Weib hört's — und thut's.

108.

Wem ziemt die Schönheit?
Dem Manne nicht:
den Mann *versteckt* die Schönheit, —
aber wenig taugt ein versteckter Mann.
Tritt frei herfür —

109.

Jenseits von Liebe und Hass,
auch von Gut und Böse,
ein Betrüger mit gutem Gewissen,
grausam bis zur Selbstverstümmelung,
unentdeckt und vor Aller Augen,
ein Verführer, der
vom Blute fremder Seelen lebt,
der die Tugend als ein Experiment
liebt, wie das Laster —

110.

Ein vornehmes Auge
mit Sammtvorhängen:
selten hell, —
es ehrt Den, dem es sich offen zeigt.

111.

Langsame Augen,
welche selten lieben:
aber wenn sie lieben, blitzt es herauf
wie aus Goldschächten,
wo ein Drache am Hort der Liebe wacht ...

112.

(Der Widerspänstige —)
schlecht mit sich selber
verheirathet, unfriedlich,
sein eigener Hausdrache.

113.

Schon wird er unwirsch,
zackicht reckt
er den Ellenbogen;
seine Stimme versauert sich,
sein Auge blickt Grünspan.

114.

Der Himmel steht in Flammen,
das Meer fletscht die Zähne
gegen dich — das Meer
speit nach uns!

115.

So spricht jeder Feldherr:
„Gieb weder dem Sieger
noch dem Besiegten Ruhe!“
. . . . . .
ein Reisender in Waffen,
ungeduldig,
dass Jemand ihn aufhalten könnte.

116.

„Auch der Rauch ist zu etwas nütz“,
so spricht der Beduine, ich spreche es mit:
du Rauch, kündest du nicht
Dem, der unterwegs ist,
die Nähe eines gastfreundlichen Herds?
. . . . . .
ein müder Wanderer —
den mit hartem Gebell
ein Hund empfängt.

117.

Das sind Krebse, mit denen habe ich kein Mitgefühl:
greifst du sie, so kneipen sie;
lässt du sie, geht's rückwärts.

118.

Ein glitzernder tanzender Bach, den
ein krummes Bett
von Felsen einfieng:
was macht ihn wieder frei?
Zwischen schwarzen Steinen
glänzt und zuckt seine Ungeduld.

119.

Krumm gehn grosse Menschen und Ströme,
krumm, aber zu *ihrem* Ziele:
das ist ihr bester Muth,
sie fürchten sich vor krummen Wegen nicht.

120.

Jenseits des Nordens, des Eises, des Heute,
jenseits des Todes,
abseits:
unser Leben, *unser* Glück!
Weder zu Lande
noch zu Wasser
kannst du den Weg
zu den Hyperboreern finden:
von *uns* wahrsagte so ein weiser Mund.

121.

Willst du sie fangen?
Rede ihnen zu
als verirrten Schafen:
„Euren Weg, oh euren Weg,
ihr habt ihn verloren!“
Sie folgen Jedem nach,
der so ihnen schmeichelt.
„Wie? hatten wir einen Weg? —
reden sie zu sich heimlich:
„es scheint wirklich, wir hatten einen Weg!“

122.

Nacht ist's: wieder über den Dächern
wandelt des Mondes feistes Antlitz.
Er, der eifersüchtigste aller Kater,
allen Liebenden blickt er eifersüchtig,
dieser blasse, fette „Mann im Monde“.

Lüstern schleicht er um alle dunklen Ecken,
lehnt breit sich in halbverschlossene Fenster,
einem lüsternen, fetten Mönche gleich
geht frech er Nachts auf verbotnen Wegen.

123.

Fleiss und Genie

Dem Fleissigen neid' ich seinen Fleiss:
Goldhell und gleich fliesst ihm der Tag herauf,
goldhell und gleich zurück,
hinab in's dunkle Meer, —
und um sein Lager blüht
Vergessen, gliederlösendes.

124.

Das Honig-Opfer

Bringt Honig mir, eisfrischen Waben-Honig!
Mit Honig opfr' ich Allem, was da schenkt,
was gönnt, was gütig ist —: erhebt die Herzen!

125.

Das eherne Schweigen

Fünf Ohren — und kein Ton darin!
Die Welt ward stumm ...

Ich horchte mit dem Ohr meiner *Neugierde:*
fünf Mal warf ich die Angel über mich,
fünf Mal zog ich keinen Fisch herauf. —
Ich fragte, — keine Antwort lief mir ins Netz . . .

Ich horchte mit dem Ohr meiner *Liebe:*

Die vorliegende Ausgabe der Werke Friedrich Nietzsches wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Herausgeber sind: Dr. Richard Oehler, Max Oehler und Dr. Friedrich Chr. Würzbach.

Nachbericht.

Abkürzungen:

W. = Gesamtausgaben von Nietzsches Werken (Groß- und Kleinoktav, die in Text und Seitenzahlen übereinstimmen; die Philologika hat nur die Großoktav-Ausgabe).

Nietzsches Gedichte (Lyrik wie Spruchdichtung) sind zum größeren Teile von ihm selbst in seine Prosawerke eingegliedert worden, und somit in engsten Zusammenhang mit seiner Philosophie gebracht. Eine solche Zusammenfassung seiner Dichtung wie in diesem Bande fordert eine Rechtfertigung. Einmal: haben diese Dichtungen für sich und aus dem philosophischen Zusammenhang des Werkes gerissen, dem sie zugeteilt wurden, ein eigenes Leben? Und dann die zweite Frage — eng mit der ersten verbunden —: handelte es sich hier wirklich um reine Dichtung? oder sind es nur in poetische Form verkleidete Erkenntnisse?

Solche Wortungeheuer wie „Dichterphilosoph“ oder „Erkenntnislyriker“ deuten nur auf eine Verlegenheit hin und sind rechte Eselsbrücken, um auf sichere und bequeme Weise dem hier verborgenen Probleme auszuweichen. Das Problem einer bisher unerhörten Nachbarschaft von Philosophie und Dichtung, von eisigster Erkenntnis und sonnenwarmen Gefühlen scheint uns bisher nicht gedeutet. Daß aus dem gleichen Menschenherzen ein Buch wie „Menschliches Allzumenschliches“ und jener „Dionysos-Dithyrambus“ ‚Die Sonne sinkt‘ kommen konnte, ist in der Geschichte der Menschheit ohne Vorbild; und darum versagt hier die historische Deutung und bleibt an der Oberfläche. Wir müssen fast bis in die mythische Vorzeit zurückgehen, um eine Gestalt zu finden, welche der Nietzsches verwandt ist — Empedokles.

Hölderlins suchende Seele heftete sich schicksalhaft an diese „Grenzfigur", von welcher Nietzsche sagt, daß sie zwischen Dichter und Rhetor, zwischen Wissenschaftsmensch und Künstler hin und her schwebe. Empedokles stand an der Grenze eines Zeitalters des Mythos, der Tragödie, des Orgiasmus, welches sich hinwendete zur demokratischen Aufklärung, zum Allegoriker, zum wissenschaftlichen Menschen. „In ihm ringen die beiden Zeitalter, er ist durch und durch *agonaler* Mensch." (Nietzsches Vorlesung über die vorplatonischen Philosophen. Philologica III. Band, S. 189ff. Musarion-Ausgabe Band IV., S. 315ff.) Die gewaltigen Extreme, in denen Empedokles erwuchs, gemahnten Hölderlin an die Extreme seiner eigenen Zeit, und mit prophetischem Blick sah er eine neue Wende dieser Zeit voraus und an dieser Wende wieder den empedokleischen Typus erscheinen. Diese Grenzfigur aber erwuchs umgekehrt in einem wissenschaftlichen, demokratisch aufgeklärten Zeitalter und erstrebte mit gewalttätiger Sehnsucht eine Zeit des Mythos, der Tragödie, des Orgiasmus. Jener Schreckensschrei des Empedokles (in dem geplanten Drama Nietzsches) „Der große Pan ist tot!" wird bei Nietzsche an der entgegengesetzten Wende der Zeit zur frohen Botschaft, daß Dionysos noch lebe, aber der Christengott tot sei!

Hölderlin in tiefer Erkenntnis der leichten Verkennbarkeit solcher Grenzfiguren (Nietzsche sagt von Empedokles: „Das macht sein Verständnis so schwierig, daß das Mythische und das wissenschaftliche Denken nebeneinander hergehen: er reitet auf beiden Pferden, hin- und herspringend"), Hölderlin versucht den Typus derselben jenseits aller dichterischen oder historischen Verkleidung *rein* darzustellen. Sein Aufsatz „Grund zum Empedokles" ist psychologisch das Tiefste und Allgemeinste, was je über dieses Problem gesagt worden ist — so allgemein, daß auch die Grenzfigur Nietzsche voll und ganz darin aufgeht. Ist es uns hier versagt, dieses in allen Punkten nachzuweisen, so möge ein Absatz folgen, welcher uns mit einem Schlage das Problem des Dichters Nietzsche in allen seinen Tiefen aufdeckt: „Er scheint nach allem zum Dichter geboren, scheint also in seiner subjektiven, tätigen Natur schon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter anderen Umständen, oder durch Einsicht und Vermeidung ihres zu starken Einflusses, zu jener ruhigen Betrachtung, zu jener Vollständigkeit und durchgängigen Bestimmtheit des Bewußtseins wird, womit der Dichter auf ein *Ganzes* blickt. Ebenso scheint in seiner objektiven Natur, in seiner Passivität, jene glückliche Gabe zu liegen, die

auch ohne geflissentliches und wissentliches Ordnen und Denken und Bilden zum Ordnen und Denken und Bilden geneigt ist, jene Bildsamkeit der Sinne und des Gemüts, die alles solche leicht und schnell in seiner Ganzheit lebendig aufnimmt, und die der künstlichen Tätigkeit mehr zu sprechen als zu tun gibt. Aber diese Anlage sollte nicht in ihrer eigentümlichen Sphäre wirken und bleiben; er sollte nicht in seiner Art und seinem Maß, in seiner eigentümlichen Beschränktheit und Reinheit wirken und diese Stimmung durch den freien Ausdruck derselben zur allgemeineren Stimmung, die zugleich die Bestimmung seines Volkes war, werden lassen; das Schicksal seiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in denen er erwuchs, forderten nicht *Gesang*, wo das Reine in einer idealischen Darstellung, die zwischen der Gestalt des Schicksals und des Ursprünglichen liegt, noch leicht wieder aufgefaßt wird, wenn sich die Zeit noch nicht zu sehr davon entfernt hat; das Schicksal seiner Zeit erforderte auch nicht eigentliche *Tat*, die zwar unmittelbar wirkt und hilft, aber auch einseitiger, und um so mehr, je weniger sie den ganzen Menschen exponiert; es erforderte ein *Opfer*, wo der ganze Mensch das wirklich und sichtbar wird, worin das Schicksal seiner Zeit sich aufzulösen scheint, wo die Extreme sich in Einem wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen, aber eben deswegen zu innig vereiniget sind, und in einer idealischen Tat das Individuum deswegen untergeht und untergehen muß . . .“

Das Schicksal seiner Zeit forderte! — Es gibt also außer den nachweisbaren historischen Einflüssen und neben den gegebenen Kräften des Individuums noch *eine Forderung des Schicksals der Zeit.* Diese Forderung aber vernehmen nur die schicksalhaften Menschen, deren Genius nicht für das Heute bestimmt ist, sondern weit in Zukünftiges hinein wirken soll. Darum bleibt die so beliebte historische oder psychoanalytische Untersuchung, so interessant sie sein mag, an Äußerlichkeiten haften. „Das Schicksal seiner Zeit erforderte ein *Opfer,* wo der ganze Mensch das wirklich und sichtbar wird, worin das Schicksal seiner Zeit sich aufzulösen scheint.“ Nietzsche ist dies Opfer, und das Schicksal seiner Zeit wurde in ihm wirklich und sichtbar. Es ist daher ein müßiges — ja, von einer höheren Warte aus gesehen ein verruchtes Unterfangen, allein aus dem persönlich Psychischen ein Werk deuten zu wollen, und so das Opfer für sein Opfer verantwortlich zu machen. Die freche Lästerung der am Kreuze Christi „Vorübergehenden“ klingt mehr oder weniger verborgen auch noch aus den anerkennendsten

Büchern über Nietzsche. „Der du den Tempel Gottes zerbrichst, und bauest ihn in drei Tagen, hilf dir selber! Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz!“ — Das Schicksal der Zeit erforderte nicht Gesang — sondern ein Opfer! Nietzsche durfte nicht Dichter sein, er durfte nicht von seinem „Kreuze“ steigen — er mußte das Opfer vollbringen. Diejenigen, welche ihm dies zum Vorwurf machen, gehören zu den „Vorübergehenden“, und ihre Stimme wird bald verhallen. Wir aber wollen das tragische Selbstopfer als *notwendig* anerkennen und den Kampf zwischen Dichter und Erkennendem — eine Spannung, welche das Schicksal der Zeit war, doch nicht im Wesen dieser Dinge liegt — an Nietzsche zu begreifen versuchen.

„Wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ Diese Fragwürdigkeit empfand schon Hölderlin. Nietzsches mystische und mänadische Seele fühlte, daß sie gleichsam nur in einer fremden Zunge stammelte. „Sie hätte *singen* sollen, diese ‚neue Seele‘ — und nicht reden! Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt!“ (Versuch einer Selbstkritik der ‚Geburt der Tragödie‘ 1886.) Um die Entstehungszeit der ‚Geburt der Tragödie‘ und immer wenn Nietzsche an jene Zeit (1870—72) erinnert wird, erzittert sein Herz. Es sind die verschwiegensten Augenblicke seines Lebens; hier wurde sein „Kreuz“ aufgerichtet, an welches das Schicksal der Zeit ihn band.

Gerade um die Entstehungszeit der ‚Geburt der Tragödie‘ versuchte sich Nietzsche in dem Drama „Empedokles“ als Dichter. In diesen Fragmenten finden sich zwei Sätze, welche schmerzhaft klar sein eigenes Martyrium voraussagen. „Empedokles, der durch alle Stufen: Religion, Kunst, Wissenschaft getrieben wird und die letzte auflösend gegen sich selbst richtet. — In seiner Göttlichkeit will er helfen. Als mitleidiger Mensch will er vernichten. Als Dämon vernichtet er sich selbst.“ Die Tragödie „Empedokles“ sollte von Nietzsche nicht gedichtet sondern *gelebt* werden; und der letzte Ausruf in der ‚Geburt der Tragödie‘: „Wieviel mußte dieses Volk leiden, um so schön werden zu können!“ ist die tiefe Erkenntnis von der Notwendigkeit seines nun beginnenden Leidensweges, um zu einer letzten neuen Schönheit zu gelangen. Diese höchste Schönheit ist *erreicht* worden, wenn auch erst, da schon das Auge halb gebrochen glühte und die Sonne seines Lebens sank. Aber dadurch, daß das Ziel erreicht wurde, ist auch die Notwendigkeit des Weges gerechtfertigt, und unsere kritische Untersuchung darf lediglich

die Stationen dieses „Kalvarienberges“ aufzeigen — ein Loben oder Tadeln steht uns nicht zu, denn der Gipfel wurde erreicht.

„Schild der Notwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
Ewiger Bildwerke Tafel!“

Die Reime des Kindes und Knaben (1859—1864) sind Bilder zu diesen Worten aus der Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches I“: „Man darf vermuten, daß ein Geist, in dem der Typus ‚freier Geist‘ einmal bis zur Vollkommenheit reif und süß werden soll, sein entscheidendes Ereignis in einer *großen Loslösung* gehabt hat, und daß er vorher um so mehr ein gebundener Geist war und für immer an seine Ecke und Säule gefesselt schien.“ Die vielfachen Bindungen dieses noch gebundenen Geistes bilden die Themen der Verse: Heimat und Schule, Ferienheimkehr und Trennung, Wandern und Träumen, die Feste des Jahres und kirchlich-religiöse Gefühle, Gelesenes und Gelerntes. „Was bindet am festesten? welche Stricke sind beinahe unzerreißbar? Bei Menschen einer hohen und ausgesuchten Art werden es die Pflichten sein: jene Ehrfurcht, wie sie der Jugend eignet, jene Scheu und Zartheit vor allem Altverehrten und Würdigen, jene Dankbarkeit für den Boden, aus dem sie wuchsen, für die Hand, die sie führte, für das Heiligtum, wo sie anbeten lernten, — ihre höchsten Augenblicke selbst werden sie am festesten binden, am dauerndsten verpflichten.“ Nur dieses seelische Interesse ließ uns bei Versen verweilen, für welche das Wort ‚Gedichte‘ viel zu gewichtig wäre. —

Aber plötzlich und ganz unvermittelt stoßen wir auf ein *Gedicht:* „Dem unbekannten Gott“. Hier ist alles Nietzschisch: Rhythmus, Leidenschaft und echtes tiefes Erlebnis. Hier erklingt auch zum ersten Male das Stichwort des Genies, womit es in die Tragödie seines Lebens eintritt: ‚vereinsamt‘. Der unbekannte Gott wird hier angerufen, jener Gott Dionysos! — noch ungedeutetes Zeichen eigenen Martyriums und eigener Größe. Der Anruf selbst ist ganz Nietzsche. Goethes feines und vornehmes Wort: „Man weiß recht gut, daß der Mensch alles, Gott selbst und das Göttliche an sich heranziehen, sich zueignen muß. Aber auch dieses Heranziehen hat seine Grade, es gibt ein hohes und ein gemeines“ (An Zelter 24. Juli 1823) — dieses Wort von der Rangordnung religiöser Gefühle kennzeichnet schon in diesem Gedichte Grad und Rang des Rufenden. Einen ‚Verwandten‘ des Gottes nennt

er sich stolz, ihm ewig verbunden, nicht durch Gesetz und Gebot sondern durch Wahlverwandtschaft; verschlungen mit ihm auch noch in der Flucht vor ihm — um endlich dem Erkannten das Schwerste frei zu schenken — den Dienst. Kein demütig bittendes Gebet, kein gemeines, schmeichlerisches Herabziehen des Gottes — ein hohes Heranziehen, die vornehme Haltung des tragischen Helden, der endlich selbst in den Gott zurücktritt.

Für solchermaßen Gebundene, wie sie die Jugendgedichte Nietzsches typisch kennzeichnen, „kommt die große Loslösung plötzlich, wie ein Erdstoß: die junge Seele wird mit *einem* Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen — sie selbst versteht nicht, was sich begibt. Ein Antrieb und Andrang waltet und wird über sie Herr wie ein Befehl; ein Wille und Wunsch erwacht, fortzugehen, irgendwohin, um jeden Preis; eine heftige gefährliche Neugierde nach einer unentdeckten Welt flammt und flackert in allen ihren Sinnen. ‚Lieber sterben, als *hier* leben' — so klingt die gebieterische Stimme und Verführung: und dies ‚hier', dies ‚zu Hause' ist alles, was sie bis dahin geliebt hatte!" (Vorrede zu Menschliches, Allzumenschliches I.) — Das Gedicht „Dem unbekannten Gotte" entstand, als Nietzsche sein „zu Hause", Schule und Heimat verließ um „weiterzuziehen" (1863/64).

Fast ein Jahrzehnt vergeht ohne Dichtung, und was wir dann vorfinden, ist seltsam verändert. „. . . wieviel Krankheit drückt sich an den wilden Versuchen und Seltsamkeiten aus, mit denen der Befreite, Losgelöste sich nunmehr seine Herrschaft über die Dinge zu beweisen sucht! Er schweift grausam umher, mit einer unbefriedigten Lüsternheit; was er erbeutet, muß die gefährliche Spannung seines Stolzes abbüßen; er zerreißt, was ihn reizt. Mit einem bösen Lachen dreht er um, was er verhüllt, durch irgendeine Scham geschont findet: er versucht, wie diese Dinge aussehn, *wenn* man sie umkehrt." (Vorrede zu Menschliches, Allzumenschliches I.) Dieses böse Lachen, ja jenen „tempelschänderischen Griff und Blick *rückwärts*", dorthin, wo die junge Seele bis dahin anbetete und liebte — all das finden wir nun neben den Erzeugnissen echt dichterischer Glut. Parodien auf Goethe, Selbstverhöhnung und -Belächlung und dazwischen seltene reine Töne einer kämpfenden, wachsenden, sich läuternden Seele. Von dieser krankhaften Vereinsamung, von der Wüste solcher Versuchs-Jahre reden diese Gedichte. Was hat sich begeben? Der Kampf von Kunst und Erkenntnis, das eigentliche Schicksal der Zeit, wurde in Nietzsche wirklich und

sichtbar, machte ihn selbst zum Kampfplatz, zum Opfer, und schuf zunächst eine Atmosphäre, in welcher jede echte Dichtung zurückgedrängt werden mußte.

In der „Geburt der Tragödie", in welcher eigentlich der Mutterboden *aller* Kunst aufgezeigt werden soll, heißt es noch: „Die Sphäre der Poesie liegt nicht außerhalb der Welt, als eine phantastische Unmöglichkeit eines Dichterhirns: sie will das gerade Gegenteil sein, der ungeschminkte Ausdruck der Wahrheit." (Kap. 8.) Aber schon ein Jahr darauf finden wir die ganze Problematik von Kunst und Erkenntnis aufgerollt in den „Philosophischen Betrachtungen über den Kampf von Kunst und Erkenntnis" (Ende 1872), wo sich endlich alles darauf zuspitzt: sind Dichter und Philosoph eng verwandte Naturen oder sich völlig ausschließende Gegensätze? Das verhängnisvolle Schicksal der Zeit — es ist heute noch nicht entschieden — zeigte sich in einem ungebändigten Wissenstriebe, welcher den Mutterboden aller Kunst zu zerstören drohte. Diese Extreme, in denen Nietzsche erwuchs, erforderten ein *stellvertretendes* Opfer, „wo der ganze Mensch das wirklich und sichtbar wird, worin das Schicksal seiner Zeit sich aufzulösen scheint, wo die Extreme sich in *Einem* wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen." (Hölderlin s. o.) Und so beginnt in Nietzsche 1872 jener für unsere Zeit symbolische Kampf zwischen Kunst und Erkenntnis, zwischen Dichter und Philosoph und offenbart sich zunächst in zweifelnden Äußerungen jener oben genannten Abhandlung. „Große Verlegenheit, ob die Philosophie eine Kunst oder eine Wissenschaft ist. Es ist eine Kunst in ihren Zwecken und in ihrer Produktion. Aber das Mittel, die Darstellung inbegriffen, hat sie mit der Wissenschaft gemein. Es ist eine Form der Dichtkunst. — Sie ist nicht unterzubringen: deshalb müssen wir eine Spezies erfinden und charakterisieren." (Band VI, S. 20.) Diese Spezies aber soll bezeichnenderweise eine Synthesis von Philosoph und Dichter sein: „Die Naturbeschreibung des Philosophen. — Er erkennt, indem er dichtet, und dichtet, indem er erkennt. . . . Es ist die Dichtung außer den Grenzen der Erfahrung, Fortsetzung des *mythischen Triebes*" (a. a. O.). Hier steht die sehr wichtige Erkenntnis: Philosophieren = Fortsetzung des mythischen Triebes! das heißt des echten, ursprünglichen Kunsttriebes. Das Problem wendet sich nun zu der Frage: „Wie verhält sich der philosophische Genius zur Kunst? Aus dem direkten Verhalten ist wenig zu lernen. Wir müssen fragen: was ist an seiner Philosophie Kunst? Kunstwerk? Was *bleibt,* wenn sein System als Wissenschaft

vernichtet ist? Gerade dieses Bleibende aber muß es sein, was den Wissenstrieb *bändigt,* also das Künstlerische daran. Warum ist eine solche Bändigung nötig? Denn wissenschaftlich betrachtet ist es eine Illusion, eine Unwahrheit, die den Trieb nach Erkenntnis täuscht und nur vorläufig befriedigt. Der Wert der Philosophie in dieser Befriedigung liegt nicht in der Erkenntnissphäre, sondern in der Lebenssphäre: *Der Wille zum Dasein benutzt die Philosophie* zum Zwecke einer höheren Daseinsform." (Band VI, S. 17 f.) Hier die zweite wichtige Erkenntnis: der Wert der Philosophie liegt in der Lebenssphäre. Diese Entgegensetzung von Erkenntnis und Leben, von Philosophie und Kunst, von Philosoph und Dichter und die angestrebte und gesuchte Synthesis dieser Gegensätze — diese ganze furchtbare Problematik wird erst ein Jahr darauf (1873) Nietzsche ganz deutlich und zwar bei der Behandlung der Philosophie des Heraklit. Hier tritt der Begriff *Polarität* zum ersten Male auf und wird bezeichnet „als das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Tätigkeiten". (Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, Kapitel 5. Band IV, S. 176.) Je länger nun diese Wiedervereinigung hinausgeschoben, je größer die Spannung zwischen den beiden aus *einer* Kraft gespaltenen Tätigkeiten wird, um so höher werden diese Tätigkeiten getrieben.

Hier erst berühren wir das eigentliche Problem des Dichters Nietzsche und begreifen die verborgene Klugheit seines Genius, für eine lange Zeit diese Synthesis zu verhindern. Wie aber wird die erzeugte Spannung in die Erscheinung treten? Einmal durch Verhöhnung und Herabsetzung der einen Tätigkeit, und dann auch durch eine unerhörte Idealisierung dieser gleichen Tätigkeit, so daß das Ideal im Augenblicke unerreichbar scheint. Beides tut Nietzsche. — Wer hier nun diese naturgewollten und notwendigen Gegensätzlichkeiten bekrittelt und bemängelt und lehrhaft überlegen ihre Unstimmigkeit nachweist, setzt sich in die gleiche lächerliche Situation wie der, welcher den Nordpol gegen den Südpol ausspielen will und nicht begreift, daß in dem Augenblicke, wo der Südpol fällt, auch der Nordpol verschwinden muß, denn das Entgegengesetzte ist ja gerade das Wesen der Polarität, obwohl eine *ungeteilte* Kraft (Magnetismus) ihr zugrunde liegt. (Dionysisch und apollinisch sind ebensolche untrennbare Polaritäten.)

Darum sind es durchaus keine Widersprüche, wenn wir bei Nietzsche über Dichter und Dichtkunst folgende sich widersprechende Äußerungen

aus der gleichen Zeit finden. „Dichter haben in Dingen der Erkenntnis immer Unrecht, weil sie als Künstler täuschen wollen und als Künstler gar nicht das Bestreben nach höchster Wahrhaftigkeit verstehen. Sagen sie zufällig etwas Wahres, so ist ihre Autorität nicht geeignet, Glauben, sondern Mißtrauen zu erwecken. Es ist ein solcher Genuß, daß der erkennenwollende Trieb auch einmal mit sich spielt und von einem Zweige zum andern hüpft, mit reizenden Tönen und bunten Federchen geschmückt, — und wir sollten Narren sein und da ein Orakel erwarten, wo ein Vogel singt und tiriliert?“ (Aus der Zeit der Morgenröte 1880/81. Band XI, S. 81.) Ähnlich und noch stärker: „Ist es nicht eine sehr lustige Sache, daß immer noch die ernstesten Philosophen, so streng sie es sonst mit aller Gewißheit nehmen, sich auf *Dichtersprüche* berufen, um ihren Gedanken Kraft und Glaubwürdigkeit zu geben? — Und doch ist es für eine Wahrheit gefährlicher, wenn der Dichter ihr zustimmt, als wenn er ihr widerspricht! Denn wie Homer sagt: „Viel ja lügen die Sänger!“ (Fröhliche Wissenschaft, Aph. 84.) Wird hier der Dichter verhöhnt, so wird *zur gleichen Zeit* ein höchstes Ideal von ihm gezeigt: „Oh wollten doch die Dichter wieder werden, was sie einstmals gewesen sein sollen: — *Seher,* die uns etwas von dem *Möglichen* erzählen! Jetzt, da ihnen das Wirkliche und das Vergangene immer mehr aus den Händen genommen wird und werden muß — denn die Zeit der harmlosen Falschmünzerei ist zu Ende! Wollten sie uns von den *zukünftigen Tugenden* etwas vorausempfinden lassen! Oder von Tugenden, die nie auf Erden sein werden, obschon sie irgendwo in der Welt sein könnten, — von purpurglühenden Sternbildern und ganzen Milchstraßen des Schönen! Wo seid ihr, ihr Astronomen des Ideals?“ (Morgenröte Aph. 551.) Ebenso wird in der folgenden Äußerung der Dichtung eine neue große Aufgabe gewiesen: „Gesetzt, unsere Kultur müßte die Frömmigkeit entbehren. Sie könnte sie aus sich nicht erzeugen. Eine gewisse letzte innere Entschlossenheit und Beschwichtigung wird fehlen. Mehr als je kriegerische und abenteurerische Geister! Die Dichter haben die Möglichkeiten des Lebens noch zu entdecken, der *Sternkreis* steht dafür offen, nicht ein Arkadien oder Campanertal: ein unendlich kühnes Phantasieren an der Hand der Kenntnisse über Tierentwickelung ist möglich. Alle unsere Dichtung ist so kleinbürgerlich-erdenhaft, die große Möglichkeit höherer Menschen fehlt noch. Erst nach dem Tode der Religion kann die *Erfindung im Göttlichen* wieder luxuriieren.“ (Aus der Zeit der Morgenröte. Band XI, S. 79.)

Daß die Prosa des erkennenden Nietzsche die Nähe der Poesie verrät, läßt sich leicht erweisen, und sein Aphorismus aus der ‚Fröhlichen Wissenschaft' bezeugt dies: „Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind, sei es öffentlich oder auch nur im Geheimen und für das ‚Kämmerlein'; und fürwahr, man schreibt nur *im Angesichte der Poesie* gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie: alle ihre Reize bestehen darin, daß beständig der Poesie ausgewichen und widersprochen wird; jedes Abstraktum will als Schalkheit gegen diese und wie mit spöttischer Stimme vorgetragen sein; jede Trockenheit und Kühle soll die liebliche Göttin in eine liebliche Verzweiflung bringen; oft gibt es Annäherungen, Versöhnungen des Augenblicks und dann ein plötzliches Zurückspringen und Auslachen . . ." (Aph. 92, Band XII, S. 119). Auch hier schafft Nietzsche eine Polarität: Prosa und Poesie; beide in einem ununterbrochenen Kriege miteinander; aber er empfindet diese Spannung als reizvoll und anregend. Dieses Spiel der Annäherung und Versöhnung auf Augenblicke, und dann ein plötzliches Zurückspringen dieser beiden Pole in Feindschaft, darin erlebt er eine Befruchtung für Prosa und Poesie. (Ist es nicht bezeichnend, daß in jedem Organischen alle Fruchtbarkeit auf Polarität beruht!) Als Nietzsche eine Grundlage sucht für eine neue deutsche Poesie, ist ihm die Bibel, die Prosa Luthers die einzige Grundlage hierfür: „Die Sprache Luthers und die poetische Form der Bibel als Grundlage einer neuen deutschen *Poesie:* — das ist *meine* Erfindung! Das Antikisieren, das Reimwesen — alles falsch und redet nicht *tief* genug zu uns: oder gar der Stabreim Wagners!" (Aus der Umwertungszeit. Band XVII, S. 346.) Das aber ist die Sprache Zarathustras.

Die Gedichte vom Jahre 1870 ab bezeugen unsere Ausführungen. Vieles davon hat mit Poesie nichts zu tun — besonders wenn man das hohe Ideal Nietzsches sich vor Augen hält. Bertrams Nachweis, daß hier „durchweg Elemente der Zersetzung, einer Zersetzung ins Farbigere, doppelsinnig Geistreiche, Überspitzte und zuweilen bis zum Unwirksamen Wirkungssüchtige" sich vorfinden, können wir nur bestätigen. Aber diese Elemente der Zersetzung sind Spannung erzeugende Kräfte, sie gehören zum Wesen einer sich steigernden Polarität. Daß die starke Glut echter Dichtung in Nietzsche verborgen erhalten bleibt und hie und da als reine Flamme emporschlägt, bezeugen Gedichte wie: Am Gletscher — Der Herbst — Ecce homo — Sanctus Januarius — Mein Glück — An den Mistral — Vereinsamt — Aus hohen Bergen — und

schließlich Venedig, welches aber schon ganz in die Nähe der Dionysos-Dithyramben gehört. Dagegen sind Gedichte wie: Dichters Berufung — Rimus remedium (oder Wie kranke Dichter sich trösten) — Liebeserklärung (bei der aber der Dichter in eine Grube fiel) — An Goethe — Verhöhnung und Herabsetzung der dichterischen Tätigkeit, von deren tieferer Bedeutung wir oben sprachen. — Eine Gruppe von Gedichten hat bisher wenig Beachtung gefunden, obwohl gerade in ihnen ein in dieser Zeit ungewohnter reiner, fröhlicher Ton anklingt. Man kann sie nach der Überschrift des einen als „Mädchenlieder" bezeichnen — (Die fromme Beppa — Lied eines theokritischen Ziegenhirten — Campo santo di Staglieno — Pia, caritatevole, amorosissima — Die kleine Brigg, genannt „das Engelchen" — Mädchen-Lied). In diesem gleichen, freien, gütigen Ton spricht auch Zarathustra zu den Mädchen. Und hat man beachtet, welch ein Mädchentypus hier besungen wird? Gewiß nichts von romantischer und schwärmerischer Verhimmelung — aber sehr viel Wahres gütig verstanden.

Die seelische Grundlage der Zeit bis zu den Dionysos-Dithyramben, jene Jahre „voll vielfarbiger, schmerzlich-zauberhafter Wandlungen" ist wohl diese: „Es gibt einen mittleren Zustand darin, dessen ein Mensch solchen Schicksals später nicht ohne Rührung eingedenk ist: ein blasses, feines Licht- und Sonnenglück ist ihm zu eigen, ein Gefühl von Vogel-Freiheit, Vogel-Umblick, Vogel-Übermut, etwas Drittes, in dem sich Neugierde und zarte Verachtung gebunden haben." (Vorrede zu Menschliches, Allzumenschliches I, Kap. 4.)

Sprachen wir von einer notwendigen Polarität, erzeugt durch das Auseinandertreten *einer* Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Tätigkeiten — also hier von Erkenntnis und Kunst —, so finden wir in „Also sprach Zarathustra" die erste fruchtbare Wiedervereinigung zu *einer* Kraft. — Die zweite und letzte ist bezeichnet durch die Dionysos-Dithyramben. „Dies Gefühl gehört vielleicht zum Höchsten, was der Mensch erfahren kann; denn die jetzige Harmonie mahnt ihn an das vormalige, umgekehrte, reine Verhältnis, und er fühlt sich und die Natur zweifach, und die Verbindung ist unendlicher." (Hölderlin, Grund zum Empedokles.)

Diese unendliche Verbindung, die nunmehr erreichte Synthesis entgegengesetzter Elemente, wo in der „Geburt der höchsten Feindseligkeit die höchste Versöhnung wirklich zu sein scheint" (Hölderlin a. a. O.), kommt *vollkommen* zum Ausdruck in den Dionysos-Dithyramben. Am

reinsten in dem Dithyrambus „Die Sonne sinkt“. Dieses Zusammenströmen kühler klarer Erkenntnis mit dunklem kosmischem Gefühl — diese nun erlaubte Entspannung äußerst auseinander getriebener Kräfte, welche erst jetzt, „wo der Fuß müde ward“, zur *einen* Urkraft zusammenschießen! — Und nun quillt Glück und „süße Sicherheit“ dem tragischen Helden in die tödliche Wunde. Eine neue *Sicherheit* ist gefunden, jenseits aller bisherigen religiös-kirchlichen und philosophischen Sicherheiten. Nach unerhörter Loslösung und Entfremdung vom Kosmischen, welches das Schicksal seiner Zeit war und darum das stellvertretende Opfer forderte, wo die Extreme sich in *einem* wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen, *fügt er sich nun rein dem Kosmischen ein.* Daß dies *möglich* war in unserer Zeit, jenseits von Gut und Böse, jenseits aller bisherigen Sicherheiten — das bedeutet den unermeßlichen Wert dieses einen Gedichtes. „Oh wollten doch die Dichter wieder werden, was sie einstmals gewesen sein sollen: — *Seher,* die uns etwas von dem *Möglichen* erzählen!“ Dieses frühe Wünschen wird hier Erfüllung; und von dem neuen Möglichen wird nicht nur erzählt — es wird erreicht, erobert, wird Wirklichkeit. „Purpurglühende Sternbilder und ganze Milchstraßen des Schönen“ tuen sich auf. — Allein dieses einzige Gedicht stellt Nietzsche neben die größten Dichter; — oder sollte die Fülle der Gedichte ein Kriterium für den Rang eines Dichters sein? Das Schicksal der Zeit forderte nicht Gesang — sondern ein Opfer, und als dieses erfüllt war, sang diese neue Seele. Daß es ihr Schwanengesang war — auch das war Schicksal der Zeit.

Zu den Gedichten ist chronologisch und textkritisch folgendes zu bemerken auf Grund der Angaben in Band VIII der W. sowie der Sonderausgabe der Gedichte und Sprüche (Alfred Kröner, Leipzig).

Gedichte aus der Kindheit und Jünglingszeit (1859—1864):

Veranlassung zu dem Gedicht *‚Verloren‘* (S. 16) und zu dem Gedicht *‚Brief an den Freund‘* (S. 17) war der Abschied aus der heimatlichen Gegend. Der Tod seines Großvaters Oehler, Pfarrer in Pobles, hatte den Ferienaufenthalten in der Heimat ein Ende gesetzt. *‚Deutsche Sangeswonne‘* (S. 19) wurde gedichtet für eine Sängerfahrt der Pförtner. Für

die Literarische Gesellschaft ‚Germania', von Nietzsche im Jahre 1860 zusammen mit Wilhelm Pinder und Gustav Krug gegründet, war ein größerer Teil der Jugendgedichte bestimmt (vgl. ‚Der junge Nietzsche' und ‚Der werdende Nietzsche' von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche). Das Gedicht *‚Vor dem Kruzifix'* (S. 42) bezieht sich auf folgendes Erlebnis: Nietzsche traf auf einer Reise im Böhmerwald ein kleines Dorf in großer Aufregung, weil man am Fuße eines Kruzifixes einen Mann mit gebrochenem Genick und zerbrochener Branntweinflasche gefunden hatte.

Gedichte aus den Jahren 1869 bis 1877:

‚Zur Homer-Rede' (Weihnachten 1869) eingeschrieben in das für seine Schwester bestimmte Exemplar des Privatdrucks seiner Basler Antrittsrede über ‚Homer und die klassische Philologie'. *‚An die Melancholie'* (S. 68) hatte auch den Titel ‚Fest der Melancholie'. *‚Der Wanderer'* (S. 71) hatte auch die Titel: ‚Mitternachts-Abreise' und ‚Vogelsang und Wanderer'; es wurde gedichtet, als Nietzsche die Verlobung Erwin Rohdes erfuhr. Eine erste Fassung lautet bis zur elften Zeile gleich. Dann aber so:

„Auf mich, daß ich nun stehen muß
Und lauschen muß
Zu deuten deinen Ton und Gruß?"
Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wandrer, nein! *Dich* grüß' ich nicht
Mit *dem* Getön!

Ich singe, weil die Nacht so schön;
Doch *Du* sollst immer weiter gehn
Und nimmermehr mein Lied verstehn.
Geh nur von dann' —
Und klingt dein Schritt von fern nur an,
Heb' ich mein Nachtlied wieder an,
So gut ich kann.
Leb wohl, du armer Wandersmann!"

Die Textveränderung stammt aus dem Jahre 1884 oder 1886. *‚Am Gletscher'* (S. 72) und *‚Der Herbst'* (S. 74) haben 1884 ihre jetzige Form erhalten.

Verse und Widmungen zu Menschliches, Allzumenschliches, 1878 und 1884:

Die Widmungen auf Seite 79 und 80 sind im Frühjahr 1878 in ihre endgültige Form gebracht. Die zweite Widmung („Seit dies Buch mir erwuchs") war in dieser Fassung für Jakob Burckhardt bestimmt. Eine veränderte Fassung legte Nietzsche einem für Franz Overbeck bestimmten Exemplare der „Vermischten Meinungen und Sprüche" bei. Das Blatt lautet:

An Franz Overbeck.

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solche Frucht auch Dir, Freund meiner Freuden, gereift.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Erntenden nah bin,
Wenn seiner Mühen Ertrag golden und reichlich sich häuft.

Basel, den 12. März 1879. F. N.

‚Unter Freunden' (S. 83) hat Nietzsche 1884 in Zürich gedichtet.

Zur „Fröhlichen Wissenschaft":

Über die Gedichte der „Fröhlichen Wissenschaft" siehe Nachbericht zu Band XII (S. 356f.). Zu den Titeländerungen ist noch zu bemerken: *‚Dichters Berufung'* (S. 107) hieß ‚Vogel-Urteil'; *‚Im Süden'* (S. 109) ‚Prinz Vogelfrei'; *‚Die fromme Beppa'* (S. 110) ‚Die fromme Hexe'; *‚Der geheimnisvolle Nachen'* (S. 113) ‚Das nächtliche Geheimnis'; *‚Liebeserklärung'* (S. 114) ‚Vogel Albatroß'; *‚Lied eines theokritischen Ziegenhirten'* (S. 115) ‚Lied des Ziegenhirten (an meinen Nachbar Theokrit von Syracusä)'.

Spruchartiges aus den Werken und Aufzeichnungen der Jahre 1882—1886:

‚Lieder und Sinnsprüche' und *‚Vorsicht: Gift!'* (S. 127) waren als Motti zu einer geplanten Spruchsammlung ‚Narrenpfeile' gedacht. (Das erste stammt aus dem Jahre 1882, das zweite aus dem Jahre 1884.) Es existieren aus dem Jahre 1882 eine Reihe von Blättern mit Schreibmaschinenschrift. Der Titel lautet „500 Aufschriften auf Tisch und Wand. Für Narren von Narrenhand." Da Nietzsche nachweislich eine Schreibmaschine nur vom 4. Februar bis zum 29. März 1882 benutzte, haben wir für diese Aufzeichnungen eine genaue Datierung. Die Mehrzahl dieser Aufzeichnungen gingen über in das Vorspiel zur ‚Fröhlichen

Wissenschaft'. In die gleiche Sammlung gehören noch *‚Seine Gesellschaft zu finden wissen'* (S. 133), *‚Hier rollte Gold'* (S. 133), *‚Aus der Tonne des Diogenes'* (S. 133) früher ‚Der Genügsame', *‚Timon spricht'* (S. 133), *‚Aus dem Paradiese'* (S. 137), *‚Verdruß der Stolzen'* (S. 137), *‚Der Starke'* (S. 137), *‚Schlußreim'* (S. 138).

Aus dem Sommer 1882 stammt *‚Das Wort'*, früher ‚Meine Freunde, die deutschen Wörter'.

Aus dem Herbst 1884 stammen: *‚Vorsicht: Gift!'* (S. 127), *‚Das Neue Testament'* (S. 127), *‚Beim Anblick eines Schlafrocks'* (S. 128), *‚Römischer Stoßseufzer'* (S. 128), *‚Der „echte Deutsche"'* (S. 128), *‚Jeder Buckel krümmt sich schiefer'* (S. 128), *‚An Spinoza'* (S. 129), *‚Arthur Schopenhauer'* (S. 129), *‚An Richard Wagner'* (S. 129), *‚An die Jünger Darwins'* (S. 130) — früher ‚An die Darwinisten' oder ‚An die deutschen Esel'; mit veränderter Version: „Spencer neben Hegel setzen" und der Überschrift ‚An Herbert Spencer et hoc genus omne' —, *‚Der Einsiedler spricht'* (S. 131), *‚Rätsel'* (S. 132), *‚Die Welt steht nicht still'* (S. 132), *‚Für falsche Freunde'* (S. 133) früher ‚Der Plagiarius', *‚Freund Yorik, Mut!'* (S. 136) — unter dem Titel „Der neue Yorik. Lieder eines empfindsamen Reisenden" wollte Nietzsche im Herbst 1884 ein Gedichtbuch verfassen —, *‚Entschluß'* (S. 138), *‚Alle ewigen Quell-Bronnen'* (S. 138). Aus der gleichen Zeit stammt *‚Musik des Südens'*, auch ‚Südliche Musik', wahrscheinlich ein Begrüßungsvers an Peter Gast, dessen Ouvertüre zur Oper ‚Der Löwe von Venedig' damals in Zürich aufgeführt wurde. Die erste Strophe lautete ursprünglich:

Nun wird mir Alles noch zu Theil:
Der Adler meiner Hoffnung fand
Ein reines, neues Griechenland,
Der Ohren und der Sinne Heil —

Dieser Strophe folgte, vor der im Text gegebenen, noch diese:

Aus dumpfem, deutschem Tongedräng —
Mozart, Rossini und Chopin —
Ich seh' nach griechischen Geländen
Das Schiff dich, deutscher Orpheus, wenden!

‚Wer viel einst zu verkünden hat' (S. 131) Buchwidmung für Herrn August Bungert am 14. März 1883 in ein Exemplar der Morgenröte geschrieben.

Den Werken Nietzsches entstammen folgende Gedichte: *‚Epiktetischer Spruch‘* (S. 131) ‚Morgenröte‘ Aph. 195; *‚Einstmals — ich glaub, im Jahre des Heiles eins —‘* (S. 136) ‚Also sprach Zarathustra‘ (Band XIII, S. 312); *‚Parsifal-Musik‘* (S. 130) ‚Jenseits von Gut und Böse‘ Aph. 256; *‚Rat als Rätsel‘* (S. 131) ‚Jenseits‘ Aph. 140; *‚Sieben Weibs-Sprüchlein‘* (S. 134) ‚Jenseits‘ Aph. 237.

Gedichte aus den Werken und Aufzeichnungen der Jahre 1882—1888: *‚An die Freundschaft‘* (S. 141) auch ‚Freundschaft‘. *‚An das Ideal‘* (S. 142) Sommer 1882. *‚Campo santo di Staglieno‘* (S. 142) auch ‚Staglieno‘ oder ‚Auf dem Campo santo‘ Genua Anfang 1882; Anregung gab ein Grabstein auf jenem Friedhofe, auf dem ein Mädchen mit einem Lamme abgebildet war mit der Aufschrift: „Pia, Caritatevole, Amorosissima“, welche einer früheren Fassung (S. 143) als Überschrift diente. *‚Die kleine Brigg, genannt „Das Engelchen“‘* (S. 144) auch ‚Engelchen‘, ‚Angiolina‘ oder ‚Lied von der kleinen Brigg, genannt das Engelchen‘, Anfang 1882 in Genua gedichtet, zuerst veröffentlicht unter den ‚Idyllen aus Messina‘ in Schmeitzners ‚Internationaler Monatsschrift‘ 1882, Heft 5, ebenso wie das vorhergehende Gedicht; es bezieht sich auf ein Genueser Segelschiff, das zum Gedächtnis eines Mädchens, welches sich aus Liebeskummer ins Meer gestürzt hatte, auf den Namen Angiolina getauft war. *‚Mädchenlied‘* (S. 146) und *‚Desperat‘* (S. 147) Anfang 1882. *‚Der Wanderer und sein Schatten‘* (S. 147) auch ‚Im Gebirge‘ oder ‚1876‘. In erster Fassung 1877 in Rosenlaui gedichtet, endgültige Fassung Sommer 1882. *‚Die fröhliche Wissenschaft‘* (S. 148) auch ‚Sanctus Januarius‘, welcher Titel dann auf das Motto zum vierten Buche der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ überging, beide im Sommer 1882. *‚Der neue Columbus‘* (S. 148) Variante von ‚Nach neuen Meeren‘ (S. 120); Strophe 1 und 3 Sommer 1882, Strophe 2 Herbst 1884. *‚Drei Bruchstücke‘* (S. 149): Nr. 1 Sommer 1882, Nr. 2 Ende 1884, Nr. 3 vermutlich 1886. *‚Mitleid hin und her‘* (S. 150): 1. *‚Vereinsamt‘* hieß auch ‚Abschied‘, ‚Aus der Winterwüste‘, ‚Der Freigeist,‘ ‚Heimweh‘, ‚Im deutschen (Deutscher) Spätherbst‘, ‚November im Norden‘, ‚Ohne Heimat‘, ‚Die Krähen‘, ‚An den Einsiedler‘, gedichtet im Herbst 1884. 2. *‚Antwort‘* hieß auch ‚Yorik unter Deutschen‘, ebenfalls Herbst 1884 in unmittelbarem Anschluß an 1) entstanden. *‚Venedig‘* (S. 152), vermutlich 1888, stand ursprünglich im ‚Ecce homo‘, dann in den Sonderdruck ‚Nietzsche contra Wagner‘ eingesetzt, zuletzt wieder an seine ursprüng-

liche Stelle gerückt. *‚An Hafis‘* (S. 153), Herbst 1884, hieß auch ‚Narren-Nüchternheit‘ ‚Gegen den Wein‘, ‚Wozu, wozu mir Wein?‘ und ‚Vanitas vanitatum‘; ursprünglich in der ersten Person abgefaßt. *‚Baum im Herbst‘* (S. 154) 1882 oder 1884. *‚Pinie und Blitz‘* (S. 154) hieß auch ‚Der Baum spricht‘, entstanden 1882/1883; die ersten beiden Verse finden sich nur in der dritten, spätesten Aufzeichnung dieses Gedichtes. *‚Unter Feinden‘* (S. 155) hieß auch ‚Gegen (oder: An) die Kritik‘ mit dem Untertitel ‚Nach einem spanischen Sprichwort‘; fernere Titel sind ‚Zigeuner!‘, ‚Yorik als Zigeuner‘; entstanden Anfang 1882, jetzige Fassung Herbst 1884. Einigen der späteren Fassungen sind noch folgende Strophen zugefügt:

Also klang in Spaniens Ferne
Mir das Lied zum Klapperblech —
Düster blickte die Laterne,
Hell der Sänger, froh und frech.

Wie ich horchend in die Tiefe
Meiner tiefsten Wasser sank,
Dünkte mich's ich schliefe, schliefe
Ewig heil und ewig krank.

‚Aus hohen Bergen‘ (S. 156) November 1886; vgl. Band XV, S. 457.

Zarathustra-Lieder. 1883—1885.

Die hier vorgenommene Zeilen-Abteilung findet sich bei Nietzsche nicht vor. Der vorliegende Versuch läßt sich dadurch rechtfertigen, daß die spätere Form der Dionysos-Dithyramben hier schon vorgebildet ist, aber durch die Zeilenform der Prosa nicht so deutlich werden konnte.

Dionysos-Dithyramben 1884—1888.

Die vorliegende Fassung stammt aus dem Sommer 1888. Die ersten Anfänge der meisten Dithyramben reichen jedoch mindestens bis in das Jahr 1884 zurück. *‚Letzter Wille‘* (S. 198) findet sich bereits in einem Entwurf-Hefte aus dem Jahre 1883, welches Vorarbeiten zum III. Zarathustra enthält. Der Sammeltitel dieser Dichtungen hat mehrfach gewechselt; es finden sich nacheinander: ‚Lieder der Höhe. Allen Zukünftigen geweiht. Von einem Wahrsager‘, ‚Dionysische Lieder eines Wahrsagers‘, ‚Spiegel der Wahrsagung‘, ‚An die höheren Menschen.

Heroldsrufe', ‚Mittag und Ewigkeit. Der Namenlose segnet', ‚Das Grab Gottes', ‚Die ewige Wiederkunft. Zarathustras Tänze und Festzüge', ‚Die Lieder Zarathustras I. Teil: Der Weg zur Größe', ‚Zarathustras Lieder. Aus sieben Einsamkeiten'. Aus dem Jahre 1888 existieren zwei Reinschriften, die vollständigere und druckreife trägt die neue Überschrift ‚Dionysos-Dithyramben'. Diese letzte Reinschrift diente hier als Manuskript.

‚Nur Narr! Nur Dichter!' (S. 187): zu diesem Dithyrambus gehört vielleicht die Variante:

von irdischen Lichtern,
vom Widerschein fremden Glücks
aschgrau angestrahlt,
ein Mond und Nachtschleicher

‚Zwischen Raubvögeln' (S. 199) hieß auch ‚Am Abgrunde'; hierzu gehört auch vielleicht als Variante:

voll tiefen Mißtrauens,
überwachsen vom Moose
(Var.: vom Moose der Einsamkeit,
oder: entwachsen dem Moore)
einsam
langen Willens,
allem Lüsternen feind,
ein Schweigsamer

und

hohl, Höhle, voller Gift und Nachtgeflügel,
umsungen, umfürchtet,
einsam —

‚Das Feuerzeichen' (S. 203) hieß auch ‚Höhenfeuer'. Eine Aufzeichnung aus den Skizzenbüchern zum Zarathustra lautet: „Bin ich sonst unsichtbar, so will ich doch an den Masten einsamer Schiffe und Entdecker sichtbar werden — als Flamme und Zeichen der Hoffnung."

‚Die Sonne sinkt' (S. 204) heißt auch ‚Das zweite Abendrot'. *‚Klage der Ariadne'* (S. 207) hieß auch ‚Wilde Jagd' oder ‚Der wilde Jäger', ursprüngliche Fassung in ‚Der Zauberer', IV. Zarathustra. Es finden sich noch viele Vorstufen und Varianten vor, von denen vielleicht die wichtigste ist:

Oh, die ihr spielt,
Ihr Kinder im Walde, ihr lachenden,
Flieht nicht davon — nein! schützt mich,
Versteckt das gehetzte Wild,
Bleibt, hört! Denn was mich hetzt,
seit grauem Morgen durch die Irrnis hetzt,
sind's Jäger? Wegelagerer? sind's Gedanken?
Nicht weiß ich's noch;
Doch Kinder sehn
Und Kinderspiele
Ist Trost und Schutz und schirmendes Dickicht mir!

Eine andere:

Du Nachtwind in den Schluchten,
was sprichst du?

und auch:

Seid kurz: gebt mir zu rathen
oder ihr ermüdet den Stolz meines Geistes —

‚Ruhm und Ewigkeit‘ (S. 211): nach früheren Notizen gehören hierzu anscheinend die Verse:

Die Morgenröte
mit frecher Unschuld
sah's und verschwand.
Sturmwolken kamen hinter ihr.

‚Von der Armut des Reichsten‘ (S. 215) auch ‚Zarathustra's Wahrheit‘.

Bruchstücke zu den Dionysos-Dithyramben 1882—1888:

Nietzsches Gewohnheit, auf Spaziergängen seine Gedanken in Taschenbüchern kurz zu skizzieren, erstreckt sich auch auf seine Dichtung. Wir finden in den Taschenbüchern zerstreut Verse. Diejenigen, welche aus der Zeit der Entstehung des Zarathustra und später stammen, sind hier als Bruchstücke zu den Dionysos-Dithyramben zusammengestellt worden. Daß Nietzsche diesen Bruchstücken selbst Wichtigkeit beilegte, bezeugt ein für dieselben eigens angelegtes Sammelbuch. Versuchstitel für einige dieser Bruchstücke finden sich ebenfalls vor. Die Nummern 31, 34a, 103 und 36 tragen den Sammeltitel ‚Die Bösen‘. Nr. 44 ‚Die Wahrheit spricht‘. Die Nummern 51, 49, 94a, 95a, 53, 95b tragen den

Sammeltitel ‚Die Weltmüden'. Nr. 52 hat die Titel ‚Hinweg von mir!' und ‚Jenseits der Zeit'. Nr. 77 ‚Gegen die Autorität'. Nr. 93 ‚Lob der Armut'. Nr. 106 ‚Die Hexe'.

Im Haupttext fortgelassen sind noch folgende Versentwürfe:

1. Die einst den Menschen schauten:
   so sehr Gott als Bock
2. unruhig wie Pferde:
   schwankt nicht unser eigner Schatten
   auf und nieder?
   Man soll uns in die Sonne führen,
   gegen die Sonne —
3. man bleibt nur gut, wenn man vergißt.
   Kinder, die für Strafen und Rügen ein Gedächtnis haben,
   werden tückisch, heimlich —
4. aufgetrieben, aufgewirbelt,
   auf welchem Spiegel habe ich nicht gesessen —
   ich Staub auf aller Oberfläche.
   (Variante: umhergetrieben, aufgewirbelt,
   auf allen Oberflächen habt ihr schon gesessen,
   auf allen eitlen Spiegeln schon geschlafen
   — Staub)
5. das macht absurd,
   das macht tugendhaft
6. die heilige Krankheit,
   der Glaube
7. Distelköpfe, Tüfteltröpfe
8. ein Saufladen neben jedem Kaufladen
9. erreglich gleich greisen Völkern (gleich Juden und Chinesen)
   an Gehirn und Schamtheilen
10. geknickt und knechtisch
    anbrüchig, anrüchig
    (vergrünt und vergrämt)
11. Grabe, Wurm!
12. Gut verfolgt,
    schlecht erwischt
13. hartnäckige Geister,
    fein kleinlich

14. in den zwölf Sonnen(?) meiner Tugend: sie hat alle Jahreszeiten
15. ist List besser als Gewalt?
16. langsam kommt, wie Trampelthiere,
Mensch und Mensch vorüber
17. „man siegt in Nichts ohne Zorn“ (— ein Zitat nach Aristoteles)
18. Milchherz, kuhwarm
(kuhmütiges Wohlwollen)
19. Papier-Schmeißfliege
Eintags-Leser.
20. Schreckgespenster,
tragische Fratzen,
moralische Gurgeltöne
21. Schreib- und Schreihälse,
(Variante: Schreib-Tagediebe),
hastige Müßiggänger,
dampfende Ehrgeizige,
Aufdringliche und Unverschämte
22. Schwärmer und Dämmerlinge,
und was Alles
zwischen Abend und Nacht
kreucht, fleugt und auf lahmen Beinen steht
23. Sind die Dinge nicht gemacht
spitz für Tänzerfüße
24. Solche macht man mit Gründen mißtrauisch;
mit erhabenen Gebärden überzeugt man sie
25. trockene Flußbetten,
ausgedorrte sandige Seelen
26. übereilig
gleich springenden (Variante: überschnellen) Spinnenaffen
27. unbequemlich
wie jede Tugend
28. verirrten Glockenschlägen gleich
im Walde
(unter den Entwürfen zum ‚Zarathustra‘ findet sich folgende Aufzeichnung: „Einst — : ach, wie ferne dies Einst! Wie süß das Wort schon ‚Einst‘, verirrten Glockenschlägen gleich in dichten Wäldern —“.)
29. von einem neuen Glücke
gefoltert

30. wer heute am besten lacht,
der lacht auch zuletzt.
31. Ziegen, Gänse und andere
Kreuzfahrer und was sonst je
der heilige Geist
geführt hat.

Die Entwicklung der Dichtung Nietzsches ist auf das engste mit der Entwicklung seiner Philosophie verknüpft, doch verläuft die erstere vielfach unterirdisch, so daß es nötig ist, sich im einzelnen jeweils an dem immer sichtbaren Gegenpole seiner philosophischen Prosaschriften zu orientieren. Doch können wir zum Schluß Anfang und Ende der Entwicklung am ersten und letzten Gedichte Nietzsches wunderbar demonstrieren und so feste Überzeugung vermitteln von der unzersprengbaren Polarität seines Wesens, welches doch nur eine einzige Kraft war.

‚Dem unbekannten Gott' und *‚Die Sonne sinkt'* — wobei dieses chronologisch vielleicht nicht das allerletzte war, aber als letztes erlebt wurde — zwei Gebete in einem höheren Sinne, das eine beim Eintritt in das Leben, das andere beim Austritt im Angesichte des Todes. Beides Monologe — typische Kennzeichen des Nietzscheschen Werkes überhaupt. In der monologischen Kunst aber lehrt uns Nietzsche feiner unterscheiden im V. Buche der ‚Fröhlichen Wissenschaft', welches schon ganz in die Nähe der Dionysos-Dithyramben gerückt ist. *„Wie man zuerst bei Kunstwerken zu unterscheiden hat.* — Alles, was gedacht, gedichtet, gemalt, komponiert, selbst gebaut und gebildet wird, gehört entweder zur monologischen Kunst oder zur Kunst vor Zeugen. Unter letztere ist auch noch jene scheinbare Monolog-Kunst einzurechnen, welche den Glauben an Gott in sich schließt, die ganze Lyrik des Gebets: denn für einen Frommen gibt es noch keine Einsamkeit, — diese Erfindung haben erst wir gemacht, wir Gottlosen." Zu dieser *scheinbaren* Monolog-Kunst gehört das Gedicht ‚Dem unbekannten Gott'. Dieser Gott wird noch als ein Zweites, ein Anderes empfunden; wohl als verwandt, aber unfaßbar und unbekannt.

Das letzte Gedicht nennt keinen Gott mehr. Als Dichtung gehört es zur echten monologischen Kunst. „Ich kenne keinen tieferen Unterschied der gesamten Optik eines Künstlers als diesen: ob er vom Auge

des Zeugen aus nach seinem werdenden Kunstwerke (nach ‚sich'-) hinblickt oder aber ‚die Welt vergessen hat': wie es das Wesentliche jeder monologischen Kunst ist, — sie ruht *auf dem Vergessen,* sie ist die Musik des Vergessens."

Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit, — . . .
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Das ist die Musik des Vergessens, des Vergessens der Welt. Was hier aber Welt genannt wird, ist der Gegensatz zum Kosmischen, das ihm Entfremdete, von ihm Abgeschnürte, die ‚trüben Gäste auf der dunklen Erde', die im Prinzip der Individuation ewig gefangen Gehaltenen. Dagegen „das siegreiche Individuum gilt als Inkarnation des Gottes, *tritt* in den Gott *zurück*". (Vorlesung über die Geschichte der griechischen Literatur, Band V.) Das *siegreiche* Individuum hört auf Individuum zu sein — das ist die Tragik seines Sieges, das ist das Selbstopfer des tragischen Helden. Er tritt in den Gott zurück — *darum* ist das Gebet des siegreichen Helden *monologisch,* er selbst ist Gott. Das, was im Augenblicke des Eintrittes in den Gott noch als ‚fremde Fühlung' (Goethe), als unbekannt — ‚aus unbekannten Mündern bläst mich's an' — empfunden wird, jener ‚heimlichste, süßeste Vorgenuß', wird ‚süße Sicherheit' des Eingetretenen.

Das Wort des Novalis: „Die Trennung von Philosoph und Dichter ein Zeichen einer Krankheit", bezeichnet auch die Krankheit der Zeit. Ich bin ein Kind dieser Zeit, das heißt ein décadent, sagt Nietzsche, nur daß ich darum wußte, nur daß ich mich dagegen wehrte. Seine siegreiche Wehr hob in ihm die Trennung zwischen Philosoph und Dichter auf — er wurde zum *Seher.*

München, im April 1927.

Dr. Friedrich Würzbach.

Diese einmalige Monumentalausgabe erscheint in 1600 Exemplaren: davon Nr. 1 — 15 auf Japan-Velin, Nr. 16 — 200 auf Hadernpapier, Nr. 201 — 1500 auf reinem holzfreiem Papier. Hundert Exemplare Nr. I — C gelangen nicht in den Handel. Den Druck besorgt die Offizin W. Drugulin in Leipzig. Es werden gebunden: Nr. 1 — 15 in Ganzleder von A. Köllner, Nr. 16 — 200 in Ganzpergament von Hübel & Denck und Nr. 201 — 1500 in Halbleder von A. Köllner, beide in Leipzig.

Dieses Exemplar trägt die Nummer .....